SUDETEN LAND

VIERTELJAHRESSCHRIFT

für Kunst

Literatur

Wissenschaft

und Volkstum

ZWEITER JAHRGANG

HEFT III 1960

MORITZ VON SCHWIND „Rübezahl"

Theodor Maunz

Festansprache des Herrn Kultusministers des Freistaates Bayern

in der Feierstunde
anläßlich der Verleihung des Kulturpreises und der Förderpreise am 3. Juni 1960
im Cuvilliéstheater in München:

Sehr verehrter Herr Bundesminister!
Verehrte Gäste dieser Feierstunde!

Der festliche Anlaß der Verleihung des sudetendeutschen Kulturpreises und der Förderpreise rechtfertigt es in besonderem Maße, der gemeinsamen Vergangenheit und Verbundenheit des Sudetenlandes und von Bayern zu gedenken. Die Eingliederung der aus dem Sudetenland vertriebenen Menschen in die neue Heimat ist ja nicht bloß ein wirtschaftliches oder soziales Problem, sondern auch eine Frage der Erhaltung des Geistes und der Kulturgüter und damit gleichzeitig des Ausgleichs mit den geistigen Kräften der neuen Heimat. Eine Förderung des eigenen Kulturlebens kann von keiner Seite mißdeutet oder zum Gegenstand von Angriffen gemacht werden. In aller Welt gilt die Verbindung des Menschen mit der kulturellen Überlieferung ihrer Heimat als ein überstaatliches Recht und als ein allgemein menschliches Anliegen. Die Pflege der alten Heimat- und Kulturtradition soll jene Kräfte entbinden und entwickeln, die die zerstörenden Faktoren in Gesellschaft und Staat wirksam abwehren können. Die Kenntnis der gemeinschaftlichen Verbundenheit und Wechselseitigkeit kultureller Befruchtung erscheint auch für diejenigen unter uns, die Bayern von Geburt an als ihre Heimat bezeichnen dürfen, nicht minder wichtig, und das vor allem vom staatspolitischen Standpunkt aus.
Geben doch die kulturellen Werke und Werte dem Menschen und der Welt etwas von der Würde und dem Glanze ihrer Schöpfer zurück.
Um mit Stifter zu sprechen, den Sie den Ihren und den wir auch heute den unsrigen nennen: „Wir wollen das sanfte Gesetz zu erblicken suchen, wodurch das menschliche Geschlecht — unser Geschlecht in Böhmen und Bayern — geleitet wird".
Das alte Böhmen im Gefüge des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation war ein Kernstück des deutschen Kulturlebens. Gewiß, auch die politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Böhmen und Bayern verdienten eingehend gewürdigt zu werden. Hat doch etwa die Schlacht am Weißen Berge wie der Friede von Teschen nicht minder bayerische Geschichte bestimmt, wie auch das Schicksal Böhmens politisch von Regensburg aus beeinflußt wurde. Auch der dauerhafte und wechselseitige Handel über den „Goldenen Steig" hat zu Wohlstand und friedlicher Nachbarschaft einen fühlbaren Beitrag geleistet.
Eine Strecke von 250 km zwischen Hof und Passau bildete die gemeinsame Grenze Böhmens und Bayerns, dem „Konstanten Fünfeck der deutschen Geschichte", wie

man es nannte. Kulturelle Beziehungen liefen über sie hinweg und verbanden durch Einjahrtausend Menschen gleicher Sprache und gleicher Abstammung diesseits und jenseits der Grenze. Gestatten Sie mir, daß ich nur einige dieser kulturellen Pfade anführe, die von Bayern nach Böhmen und von Böhmen zurück nach Bayern führten: altbekannte und solche, die drohen vergessen zu werden, solche, die von vornherein bekannt oder sogar berühmt sind, und andere, die der Vergessenheit entrissen werden müssen oder durch Schlichtheit überzeugen. Mögen sie repräsentativ für alle Kulturströmungen gelten, welche die beiden Länder berührt haben!

Schon im 8. Jahrhundert hatte Herzog Odilo von Bayern über Chammünster den Weg nach Böhmen bereitet. Als dann im Winter des Jahres 845 in Regensburg, der damaligen Hauptstadt Bayerns und des Ostfrankenreiches, 14 Stammesfürsten aus Böhmen getauft wurden, wurde die bisherige nur politische Zugehörigkeit Böhmens zum Frankenreich wesentlich erweitert. Regensburg bildete nun 100 Jahre lang auch das kirchliche und kulturelle Zentrum für Böhmen. Das Emmeramsfest wurde am Hofe des Herzogs Wenzel ebenso festlich begangen, wie es der fromme Pilger in Arbeos „Vita St. Emmerami" für Regensburg beschreibt. Bayerische Priester zogen nach Böhmen und missionierten dort im Auftrage des Herzogs. Erst nach dem Brudermord an Wenzel durch Boleslav I. mußten die bayerischen Missionare in ihre Heimat zurückkehren. Schon Boleslav II. ermöglichte jedoch die Wiederaufnahme der kulturbringenden Missionstätigkeit. Mit ihm beginnt eine neue Kette von Klostergründungen in Böhmen. Eigenständige Zellen neuen kulturellen Lebens entstanden, zunächst von Bayern aus beschickt, die sich dann immer mehr verselbständigten, das Erbe bayerischer Kultur im Kern weitertrugen und neue Kulturformen entwickelten.

Im Jahre 973 wurde Prag auf Empfehlung des Bischofs Wolfgang von Regensburg eigenes Bistum. Es war die Stunde, da Bayern zwar seine alleinwirksamen Kultureinflüsse auf Böhmen verlor, dafür aber Einflüsse aus anderen deutschen Bereichen in Böhmen einzogen. Ein Zeichen dafür: Schutzpatron der Prager Kirche wurde nicht mehr der Hl. Emmeran, sondern jetzt der Heilige Sachsens, St. Veit. Die Kulturbeziehung zu Bayern riß jedoch keinesfalls damit ab. Noch stand das Krönungsevangeliar Vratislav II., das als das erste Beispiel böhmischer Malerei gilt, in engstem Zusammenhang mit den Evangeliaren aus bayerischen Klöstern, in denen die Buchkunst eine meisterhafte Pflege fand: St. Emmeran, Tegernsee, Niederaltaich, Wessobrunn, Freising und Altomünster.

Besonders eng blieb das Egerland mit Bayern verknüpft. Es wurde erst 1322 mit der Krone von Böhmen verbunden und gehörte noch bis zum 19. Jahrhundert zum Bistum Regensburg. In der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts vollzieht sich vom Zisterzienserkloster Waldsassen aus unter Markgraf Diepold II., einem Vohburger, die Besiedlung des Egerlandes über den Raum um Eger hinaus. Auch Nordwestböhmen wird nun dem Deutschtum erschlossen: Ossegg und Sedletz bei Kuttenberg erstanden als Töchterklöster des bayerischen Waldsassen. Bayerische und fränkische Johanniter, Zisterzienser und Prämonstratenser erschlossen das Land, gründeten Städte und schickten bis in mittelböhmische Dörfer hinein Deutsche aus dem bayerischen Stamme.

In dieser Epoche ragt eine Persönlichkeit heraus, die verdient als bayerisch-böhmischer Brückenschlager erwähnt zu werden: es ist der Reichsgraf Gunther von Kevernburg-Schwarzburg, der nach stürmischem Lebensgenuß sein Leben allein Gott und

den Menschen zu widmen beschloß. Als Benediktinermönch von Niederaltaich gründete er das Kloster Rinchnach, schlug sich einen Weg nach Böhmen hinüber, Gunther-Steig genannt, und begann seine Kulturarbeit im ursprünglichen Sinne von „cultura": er bebaute das Land und gab den Bauern Heimat und tägliches Brot. In Freundschaft und geistigem Austausch mit dem Herzog und dem Bischof von Prag lebend, lernte er die Sprachen der slavischen Völker und suchte Frieden und Verständigung. Als er hochbetagt mit 90 Jahren in seiner Einsiedelei bei Gutwasser im Böhmerwald gestorben war, ließ es sich der böhmische Herzog nicht nehmen, ihn in der Abteikirche von Brevnow vor den Toren Prags zu bestatten.

Auch der Urbarmachung und Besiedlung Nordmährens, die durch Graf Bruno von Schaumburg-Hohstein im 13. Jahrhundert erfolgte, verdanken wir oberpfälzer und altbayerischen Bauern, die von sogenannten Locatores ins Land geführt wurden. Warum auch immer sie ihre alte Heimat verließen, vielleicht traf auf sie auch Goethes Wort nach seinem Böhmenbesuch zu: „Das Böhmen ist ein eigenes Land. Ich bin dort immer gern gewesen."

Als die Zisterzienser nach 1300 von Ebrach in Mittelfranken nach Südböhmen zogen, um dort im Pomuk ein Tochterkloster zu gründen, war unter ihren Bediensteten auch eine Familie Wölfflin. Es waren die Eltern des späteren Heiligen Johann von Pomuk. Mit Eifer betrieb Johann seine theologischen Studien in Padua, wurde zum Priester geweiht und erhielt später die Würden eines Kanonikus und schließlich des Generalvikars in Prag. In dieser hohen kirchlichen Stellung geriet er in Konflikt mit König Wenzel IV. Die Spannungen zwischen beiden Männern wuchsen, als Johann von Pomuk der Beichtvater der Königin Johanna wurde. Sie kennen das Ende; der Priester wurde nach Gefängnis und Marter in die Moldau geworfen. Erst später erzählte man sich, daß er das Beichtgeheimnis der Königin nicht preisgeben wollte. Wie dem auch war, sehr früh schon setzte die Verehrung des „ehrwürdigen Martyrer Dr. Johannes" in Böhmen, Bayern und der übrigen Welt ein. Wirken und Haltung dieses aufrechten und kraftvollen Mannes verdienen in der Gegenwart, im Jahrhundert der Massendiktaturen, stärker gewürdigt zu werden, als dies gewöhnlich geschieht.

Das Verhältnis der Wittelsbacher zu den Przemysliden, später zu den Luxemburgern, reichte von freundschaftlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen bis zu grimmigem Haß und gegenseitiger Befehdung. Im Lichte oder Schatten dieser politischen Situation standen jeweils die kulturellen Beziehungen. Mit Kaiser Karl IV. hub eine äußerst ersprießliche wechselseitige Kulturtätigkeit an: dieser Kaiser wußte die Oberpfalz und Böhmen engstens zu verbinden. „Neuböhmen", das jetzt bis an die Tore Nürnbergs reichte, wurde mit Sulzbach im Mittelpunkt vom Kaiser besonders bevorzugt und kulturell wie wirtschaftlich gefördert. Oberpfälzische Adelige erwarben Land in Böhmen und böhmische Beamte wirkten in der Oberpfalz. Die bayerische Mundart hatte nunmehr bedeutenden Anteil an der Entwicklung der deutschen Schriftsprache in der böhmischen Staatskanzlei. Der Baumeister Peter Parler wirkte durch seine Schüler und Nachfolger bis nach Passau, Regensburg, Nürnberg, Bamberg und Augsburg. Hans von Krummau, einer der größten Baumeister der Spätgotik in Südböhmen, schuf die Pläne für den Chor des Passauer Doms. Die Wenzelverehrung breitete sich nicht nur in der Oberpfalz, sondern auch in Niederbayern und Oberfranken aus. Der bayerische Professor Albert Engelschalk aus Straubing wurde Rektor an der ältesten deutschen Universität in Prag. Umgekehrt wurde von

Wittinggau aus, das jetzt geistiger und religiöser Mittelpunkt Südböhmens war, das Kloster Indersdorf in Bayern reformiert. In Wittingen war es auch, wo Konrad von Straubing seine künstlerischen Fähigkeiten vervollkommnete, ehe er die Bilder für die Augustinerkirche in München schuf. In der Prager Kartause Michael verfaßte der Vikar im Auftrage Rupprechts von Bayern einen der in jener Zeit beliebten Fürstenspiegel, den man eine Grundlage der christlichen Staatsethik nennen kann. Im Codex Teplensis schließlich, der Schrift, wie es heißt, „des newen gezeugs", schenkte Böhmen im 14. Jh. Bayern und der Welt eine frühe vollständige Übersetzung des Neuen Testamentes in die deutsche Sprache. Geistiges und künstlerisches Leben strömt in Fülle während dieser Zeit von Bayern nach Böhmen hinein und von dort zurück nach Bayern.

An dieser Stelle darf ich ein Werk nicht unerwähnt lassen, das ein Juwel der deutschen Dichtkunst genannt zu werden verdient. In dem von Johannes von Schüttwa, einem Mann aus bayerischem Stamm, verfaßten „Ackermann aus Böhmen" erscheint in dichterischem Sinne eine bayerisch-böhmische Synthese vollzogen. Als eines der größten Werke der deutschen Dichtung des ausgehenden Mittelalters bildet es einen Höhepunkt des christlichen Frühhumanismus in Böhmen. Das Streitgespräch zwischen dem Menschen, der sein Liebstes verloren hat, und dem Tode, der es ihm raubte, ist mehr als eine dialektische Auseinandersetzung. Es ist ein Suchen nach dem Sinn des Lebens und ein Bekenntnis zur göttlichen Weltordnung. „Was habt ihr mir für Raub getan", so die Klage zu Beginn des Gespräches, in der wir die Klage der Millionen Heimatvertriebenen zu hören vermeinen; „aus dir, dem Brunnen, alle Güte fließt", so die letzte Erkenntnis des Ackermannes, dessen Haltung in der „Ackermanngemeinde" als Erziehungsideal der Heimatvertriebenen in der Gegenwart fruchtbar weiterwirkt. Trotz der hussitischen Wirren reißen auch im 15. Jh. die Kulturbeziehungen zwischen Bayern und Böhmen nicht ab. Wie seinerzeit bayerische Klöster die böhmischen Klöster in der Buchmalerei beeinflußten, so wirkte um 1415 die Buchmalerei aus Prag formgebend auf die Buchmalerei in Kloster Metten zurück. Stephan der Krumenauer, der um 1400 in Krummau in Böhmen geboren wurde, vollendete nach Stethaimer die Stadtpfarrkirche St. Jakob in Wasserburg am Inn und baute an mehreren bayerischen Kirchen, zuletzt die Stadtpfarrkirche zum Hl. Stephan in Braunau am Inn. In seiner Grabinschrift wird er als „Meister des Baues" bezeichnet. Für die Entwicklung des spätgotischen Kirchenbaues war er richtunggebend und Stetthaimer durchaus kongenial.

In der Reformationszeit schrieb Johannes Mathesius, geboren in Rochlitz, der in Ingolstadt längere Zeit studiert hat, seine berühmte Lutherbiographie, die erste und unmittelbarste, die wir besitzen. Der aus Altdorf bei Nürnberg stammende Nikolaus Hermann hinwiderum kam nach seinen Studienjahren in Bayern als Kantor nach Joachimsthal und war mit Mathesius in Freundschaft verbunden. Er wird als einer der bedeutendsten evangelischen Liederdichter bezeichnet, seine Lieder sind zum Teil unverlierbarer Bestand des Deutschen Kirchenliedes geworden.

Nach den Leiden und Wirren des Dreißigjährigen Krieges kam der Barock in Böhmen wie in Bayern in gegenseitiger Befruchtung zur Blüte. Daniel Preisler aus Prag zog nach Nürnberg und wirkte dort als Maler und Kupferstecher. Aus Nürnberg kam hingegen Wolff Hieronymus Herold, der als Kunstgießer in Prag die Statue des Hl. Nepomuk für die Karlsbrücke goß, die vorbildlich wurde für eine große

Zahl von Darstellungen dieser Brückenheiligen in Bayern und in anderen Ländern. Bayern schenkte Böhmen die Dientzenhofers, besonders einen der 5 Söhne des Aiblinger Baumeisters, der über Waldsassen nach Prag gewandert war und hier bis zu seinem Tod gewirkt hat: Kilian Ignaz Dientzenhofer. Er ist nach Parler wohl der hervorragendste Baumeister Böhmens. Die von seinem Vater begonnene St. Niklas-Kirche auf der Kleinseite in Prag vollendete er und schmückte sie mit einer herrlichen Kuppel, die Rilke in folgenden Versen bewunderte:

Die Stadt verschwimmt wie hinter Glas
Nur hoch, wie ein behelmter Hühne
Ragt klar vor mir die grünspangrüne
Turmkuppel von St. Nikolas.

Die bayerische Barockmalerei gab Kirchen und Klöstern auch in Böhmen das Gepräge: Cosmas Damian Asam malte in Brevnow und Kladrau seine Fresken. Dafür wirkte sein Schüler Wenzel Schmidt aus Plan in Böhmen jahrelang bei einem Hofmaler in Freising. Johann Michael Fischer, der Meister von Ottobeuren, Zwiefalten und Fürstenzell, zog in seinen Lehrjahren durch ganz Böhmen. Ferdinand Dietz aus Holschitz bei Komotau, ein Schüler des großen Matthias Braun, ging als Bildhauer nach Franken und arbeitete für Fürstbischof Adam Friedrich von Seinsheim. Die Gedenktafel für ihn rühmt: „Durch sein Werk schuf er edelstes Rokoko in Franken."
Ein großes Geschenk Böhmens an Bayern aus dieser Epoche ist Balthasar Neumann. Im Jahre 1687 in Eger geboren, lernte er in seiner böhmischen Heimat die Kunst des Geschütz- und Glockengießens. Mit 25 Jahren wurde er in Würzburg ansässig und vermochte sich durch städtisches Mäzenatentum architektonischen Studien zu widmen. Er wurde als Ingenieur mit der technischen Überwachung des Baues der Würzburger Residenz beauftragt und erhielt bald die gesamte künstlerische Bauleitung. Außer der Würzburger Residenz und anderer Schlösser baute er insbesondere die Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen und die Abteikirche von Neresheim.
In der Musik verband Bayern mit Böhmen in dieser Zeit am stärksten Christoph Willibald Ritter von Gluck. Der aus der Gegend von Berching in der Oberpfalz stammende Meister, dem die Erneuerung der ernsten Oper durch Überwindung französischer und italienischer Konventionen zu danken ist, wuchs in Reichstatt und Böhmisch-Kamnitz auf, floh mit 17 Jahren nach Prag und blieb dort 5 Jahre; seit 1736 lebte er in Wien.
All diese Namen und Orte vermögen dieses kulturelle Hinüber- und Herüber-Wirken dahin veranschaulichen, wie wenig die politischen Grenzen Bayerisches und Böhmisches in ihrem schöpferischen Wirken zu trennen vermochten.
Der große Dichter aus dem 19. Jahrhundert sei noch genannt: Adalbert Stifter. Eines der schönsten Dokumente bayerisch-böhmischer Gemeinsamkeit ist sein „Witiko". Dieser große Humanist prägte das Wort, das wie prophetisch für die Heimatvertriebenen gesagt zu sein scheint: „Der Schmerz ist ein heiliger Engel und durch ihn sind die Menschen größer geworden als durch alle Freuden derWelt."
Selbst die Heimat verloren und den Schmerz der Heimatlosigkeit erlitten hat in in unseren Tagen Hans Watzlik. Seit 1945 in Tremelhausen bei Regensburg lebend, setzte er seiner neuen Heimat ein schönes Denkmal in seinem Altdorfer-Roman. Als er im November 1948 auf dem Oberen Friedhof in Regensburg, begleitet von einer unübersehbaren Schar von Freunden und Verehrern, zur letzten Ruhe gebettet

wurde, konnte man sich nur in Ergriffenheit seines Wortes erinnern: „Tiefer noch als der Besitz der Heimat ist das Heimweh."
Mit Watzlik seien sie alle erwähnt, die nach dem Ende des schrecklichen Krieges in unsere bayerische Heimat kamen, die Wissenschaftler und Professoren, Dichter und Schriftsteller, Musiker und Maler, Seelsorger und Lehrer, Bildhauer und Architekten, Schauspieler und Regisseure und alle die vielen anderen Träger und Schöpfer kultureller Werte aus dem Sudetenland. Sie alle haben in der großen kulturellen Tradition ihrer alten Heimat die Fähigkeiten und Begabungen gerade hier in Bayern wirksam eingesetzt. Nicht bloß Industrie und Wirtschaft und nicht bloß unser Schulwesen, sondern das ganze Kulturleben wurden durch diese Ihre hervorragenden Landsleute bereichert. Vollzog sich im früheren geschichtlichen Verlauf der kulturelle Austausch über die Grenzen hinweg, so bedeutet die heutige kulturelle und wirtschaftliche Eingliederung eine echte gemeinsame Befruchtung des wirtschaftlichen und kulturellen Lebens in der neuen Heimat.
Ich möchte Ihnen allen danken, daß Sie unsere alte bayerische Kultur durch dieses gegenseitige Schenken und Beschenktwerden so ausgezeichnet vermehrt haben. In diesem Sinne freue ich mich ganz besonders, sowohl der Landsmannschaft wie insbesondere den Preisträgern die herzlichsten Glückwünsche des Freistaates Bayern zur Verleihung des Kulturpreises und der Fördererpreise übermitteln zu dürfen.
Der Herr Bayerische Ministerpräsident hat bereits im Jahre 1954 das Protektorat über die große Gemeinschaft der sudetendeutschen Volksgruppe übernommen. In der Begründung hieß es seinerzeit: „eingedenk der geschichtlichen Verbundenheit mit Bayern". Möge diese Verbundenheit uns immer bewußt bleiben und möchten wir alle, Sudetendeutsche und Bayern, sie stets noch mehr zu vertiefen suchen. So kann der Schmerz der Heimatvertreibung gelindert werden, den zu heilen kein irdischer Arzt vermag und dessen Ursache zu beseitigen wir mehr erhoffen als im Augenblick bewirken können. Möge ein gütiges Geschick uns alle davor bewahren, Opfer von Kräften zu werden, die den Geist als Werkzeug der Macht ansehen und die die Wahrheit mit Nützlichkeit gleichsetzen. Für uns alle gilt es gemeinsam weiterzubauen an dem hohen Ziel der Entwicklung unserer Kultur, in geistiger Freiheit und in menschlicher Würde.

Speech Made by the Minister of Education

When awarding the Culture Prize and the Sponsor's Prizes at the Cuvillies Theatre, Munich, on 3rd June 1960 (Synopsis)

The Miniser thinks the occasion suitable for remembering the common ties connecting Bavaria and the Sudetenland in the past. Old Bohemia was a centre of German culture within the framework of the Holy Roamn Empire of the German Nation, and the border of 250 kms between Hof and Passau tied people of the same language together through a millenium. In the 9th century Duke Odilo is known to have made a path into Bohemia. When in 845 fourteen tribal princes of Bohemia were baptised at Regensburg, this city became the ecclesiastic centre of Bohemia; the Bavarian priests had to return home when Boleslav I murdered his

Brother Wenceslas, but they were soon recalled. When in 973 Prague became a bishopric of its own, its Patron Saint became St. Vitus, Saxony's Saint, and not Bavaria's St. Emmeran, but the Coronation Evangel of Wratislav II, the earliest example of Bohemian painting, shows closest resemblance to Bavarian illuminated manuscripts. The Egerland remained closely linked with Bavaria, being tied to the Bohemian Crown only in 1322 and belonging to the Bishopric of Regensburg till the 19th century; it was settled beyond the town of Eger in the 12th century from the Cistercian monastery of Waldsassen. At that time also North Western Bohemia was opened up by Bavarian and Franconian monks. One of the outstanding ecclesiastic pioneers was Reichsgraf Gunther von Kevenburg-Schwarzburg, builder of the "Gunther-Steig" leading into Bohemia. In the 13th century Northern Moravia was settled by farmers from the Upper Palatinate and Bavaria under the leadership of Count Bruno of Schaumburg-Hohstein. When the Cistercians of Ebrach in Central Franconia went to Southern Bohemia to found a monastery at Pomuk, the Wölfflins went with them, the parents of St. John of Pomuk, who later quarrelled with King Wenceslas IV and was drowned in the Moldau after martyrdom and imprisonment.
Relations between the Premyslids, later the Luxemburgers and the Wittelsbachers were sometimes friendly, sometimes warlike. The Bavarian dialect had an important share in the German standard language developing in the Imperial Chancery in Prague. Peter Parler's pupils and Hans von Krummau built many Bavarian churches. The Codex Teplensis is an early complete translation of the New Testament into German in the 14th century, and the "Ackermann aus Böhmen" by Johannes von Schüttwa is one of the greatest documents of early literary Humanism. In the 15th century illuminated manuscripts of Prague influenced those of Bavarian monasteries, Stephan der Krummenauer built several great churches in Bavaria. In the age of the Reformation Johannnes Mathesius, of Rochlitz, studied at Ingolstadt and wrote the first biography of Luther; Nikolaus Hermann, of Altdorf, became Cantor at Joachimsthal and a great writer of Protestant church songs. The baroque age showed the exchange of hosts of artists between the two lands, of painters, engravers, metal-founders and architects, of whom we here mention only the great painter Cosmas Damian Asam and the Dientzenhofer family of architects, both coming from Bavaria, and Balthasar Neumann coming from Eger and bringing gifted artists with him from the Bohemian lands; with the Residenz at Würzburg, the churches of Vierzehnheiligen, Neresheim and scores of others he is among the greatest masters of the age. In music, Bavaria and Bohemia are linked by Christoph Willibald Ritter von Gluck, who was born near Berching in the Upper Palatinate, grew up in Bohemia, and then went to Vienna. All these careers show that no political boundary separated Bavarian and Bohemian cultural life.

The Minister refers to Adalbert Stifter's "Witiko" as a most beautiful document of Bavarian-Bohemian partnership and to Hans Watzlik's novel about the Bavarian painter Altdorfer, who thus in our time honoured his new home after the expulsion. With him, many scientists, artists, clergymen and teachers have brought their talents and energies from the Sudetenland and have put them to good use in Bavaria; Bavarian industry, schools, its entire cultural life have been enriched by them. The Minister thanks them and congratulates the Prizewinners on behalf of the Free State of Bavaria.

Bruno Brehm

Kultur und Geistesleben in den Sudetenländern

Erbe und Auftrag

Aus einem Vortrag in der Kulturtagung beim Sudetendeutschen Tag zu München, am 3. Juni 1960.

Die Geschichte Böhmens ist die Geschichte von Menschen, die man ihres Glaubens, ihres Standes und ihrer Sprache wegen verfolgt hat — ob dies nun zu einer Zeit die Tschechen und zu der andern die Deutschen waren, das ändert nicht viel an der Sache, das äußere Schicksal bestimmte weit stärker das Leben der Menschen als die eigenen Anlagen und die persönlichen Wünsche. Das mochte auch Goethe in diesem Lande gefühlt haben, als er im Jahre 1822 aus Marienbad seinem Sohn August schrieb:
„Die böhmische Geschichte ist die traurigste der Welt. Man sollte sie auswendig lernen, und so wäre man über einen großen Teil der obskuren Weltgeschichte beruhigt."
Als Grillparzer vier Jahre später Prag besuchte, trug er in sein Tagebuch in jenem etwas hofrätlichen Stil ein, den er schrieb, wenn er von sich sprach:
„Ich kam mit einer Art Vorurteil gegen Prag hier an. Das wahrhaft läppische Mißverstehen meines Ottokar, die lächerliche Wut, in welcher der beschränkte Nationalismus der hiesigen Einwohnerschaft über dieses unschuldig gemeinte Stück geriet, hatte mich höchst ungünstig vorbereitet. Dem ungeachtet konnte ich mich des grandiosen Eindrucks nicht erwehren, den diese Stadt auf jeden Beschauenden machen muß. Die Lage im Kessel von schön bepflanzten Bergen, überall vorteilhafte Linien bildend, der breite Fluß mitten durch die Stadt, das Häusergewühl durch sonderbare Türme und hervorragende Gebäude unterbrochen und in Partien gesondert, der Hradschin das Ganze krönend, alles trägt dazu bei, diese Stadt recht gemäldehaft zu einer der schönsten für den Beschauer zu machen. Es ist hier etwas, das an Venedig erinnert. Das Fortlebende nämlich, das Altertümliche, zwischen und neben dem Neuen. Rathaus und die Türme an der Brücke rufen Florenz zurück; und im ganzen macht mir Prag wirklich einen ähnlichen Eindruck mit letztgenannter Stadt ... Die Bauwerke aus früherer Zeit haben hier durchaus etwas Phantastisches, das in einem sonderbaren Einklang mit dem Geist der ältesten Geschichte Böhmens, der romanhaftesten, die ich kenne, steht. Diese vielen Türme mit vielfachen Spitzen, jede anders und nur in der Seltsamkeit übereinstimmend; diese Kirchen, kaum eine schön, aber alle auffallend, mitunter verwunderlich, z. B. die Domkirche mit ihren Schnörkeln und Säulchen, mit ihren Strebepfeilern, die nichts tragen, und mit ihren Bögen, die nichts stützen, ein treffendes Bild der Wirklichkeit, jedes Glied gleichsam ohne Zweck, wie nur um seiner selbst willen hingestellt, und doch im Gesamteindruck so wunderbar. Kurz, diese Stadt trägt nicht das Gepräge des befriedigenden Bedürf-

nisses, sondern der frei schaffenden Geisteskraft, sie besteht nicht aus Wohnungen, sondern aus Gebäuden. Wenn dieses letztere freilich nur von den Überbleibseln der alten Zeit gilt, so reihen sich die neuen Häuser doch so an, daß sie den würdigen Eindruck nicht stören, und man kann Prag wirklich eine schöne Stadt nennen.
Die Brücke etwas derb, aber schön, die angebrachten Bildsäulen, sonst überall plump, stimmen zum Ganzen, dieser ärmliche Fluß dehnt sich hier zum breiten Strom aus, freilich ebenso seicht als er breit ist. Verhüte Gott, daß er je ein Symbol der Nationalbildung sei."

Das, was Grillparzer in Prag an Venedig gemahnte, war das Zusammentreffen, ja die Vermählung von Westen und Osten, was ihn, den Mann aus der Zeit des biedermännisch gemilderten klassischen Baustiles als Willkür und spielerische Zwecklosigkeit erschien, war das eigentlich Deutsche in dieser Stadt, der gotische Dom, was ihm auffallend und verschieden vorkam, waren die Bauten aus verschiedenen Zeiten und von Baumeistern aus deutschen, italienischen und französischen Landen.

Sein Ottokar war in dieser Stadt abgelehnt worden, weil die seit der französischen Revolution ihr Selbstbewußtsein wieder gewinnenden Slawen sich ihre Geschichte nicht von Fremden mehr gestalten und darstellen lassen wollten.

Das Bild der seichten und breiten Moldau kehrt in den berühmten Prophetenworten wieder, die Grillparzers Libussa über das Heraufkommen der slawischen Völker spricht, Worte, die vor Grillparzer der in Jena studierende protestantische Theologe Jan Kollár, voll von Herderschen Geist geschrieben hatte:

„Bei den andern Völkern sind Kopf und Herz getrennt; der Slave denkt und fühlt zugleich. Im Tempel der Slawen küßten sich die beiden Genien der Menschheit und aus ihrer Ehe wird für die Zukunft ein neueres, vollkommeneres Leben geboren, in welcher sich das Ideal der Menschheit in möglichster Vollkommenheit verwirklichen wird.
Die Slawen sollen die Antike und das Mittelalter versöhnen, die beiden bisher getrennten Kulturelemente in ihr nationales Leben aufnehmen und durch ihre Fortbildung für das Menschengeschlecht eine neue Epoche begründen. Die Slawen haben sich gezählt und gefunden, daß sie in Europa die zahlreichsten sind; diese Berechnung hat sie von ihrer Kraft in Kenntnis gesetzt. Bei den Slawen ist erst der Morgen angebrochen, bei den Deutschen herrscht der volle Tag, während die Engländer schon Mittag feiern, Franzosen und Italiener schon dem Abend zuneigen und die Spanier vollends in nächtliches Dunkel versunken sind . . ."

In Libussa sind diese Worte in Verse gefaßt:

„ . . . Denn alle Völker dieser weiten Erde,
Sie treten auf den Schauplatz nach und nach:
Die an dem Po und bei den Alpen wohnen,
Dann zu den Pyrennäen kehrt die Macht.
Die aus der Seine trinken und der Rhone,
Schauspieler stets, sie spielen drauf den Herrn.
Der Brite spannt das Netz vor seiner Insel
Und treibt die Fische in sein goldnes Garn.
Ja selbst die Menschen jenseits eurer Berge,

Das blaugeaugte Volk voll roher Kraft,
Das nur im Fortschritt kaum bewahrt die Stärke,
Blind, wenn es handelt, tatlos, wenn es denkt,
Auch sie bestrahlt der Weltensonne Schimmer
Und Erbe aller Früheren glänzt ihr Stern.
Dann kommts an euch, an euch und eure Brüder,
Der letzte Aufschwung ists der matten Welt.
Die lang gedient, sie werden endlich herrschen,
Zwar breit und weit, allein nicht hoch und tief;
Die Kraft entfernt von ihrem ersten Ursprung,
Wird schwächer, ist nur noch erborgte Kraft.
Doch werdet herrschen ihr und euern Namen
Als Siegel drücken auf der künftigen Zeit.
Doch bis dahin ists lang . . .

Am zweiten Tag seines Prager Aufenthaltes schrieb Grillparzer in sein Tagebuch: *„Diese Stadt hat mich einigermaßen mit der böhmischen Nation ausgesöhnt, die ich nie habe leiden mögen. Eigentlich sollte man über kein Volk urteilen, bevor man es in seiner Heimat gesehen. Ist nicht der Italiener daheim klug wie keiner, in der Fremde häufig die eigentliche Karikatur? Gewisse Eigenschaften bedürfen gewisser Unterlagen und Umgebungen, außer dem Zusammenhang wird das Konsequenteste absurd.“*

Das, was Grillparzer aus dem Bilde der Stadt Prag ablas, war die Geschichte zweier Völker, deren Auseinanderstreben und Einanderbekämpfen immer wieder versucht worden war durch die Kunst zu bekämpfen und zu überwinden. Hier in dieser Stadt war es nach den Bilderstürmen der Hussiten eine gestenreiche südliche Antwort. Hatten die vertriebenen, verbrannten und zerschlagenen hölzernen und steinernen Heiligen in gotischer Zeit einst die Gewände der Kirchen nicht verlassen und waren nicht aus dem Schutz der Baldachine herausgetreten, so sprangen die steinernen Prediger der Gegenreformation vor die Kirchen, predigten von Gesimsen und Giebeln und besetzten die Mitte der Plätze in Städten und in Dörfern. Die beiden ersten dieser Siegessäulen waren zur Erinnerung an den Sieg auf dem Weißen Berg zu München und zu Prag errichtet worden.

Diese so seltsame Verhüllung höchst irdischer Begebenheiten mit dem rauschenden Faltenwurf eines religiösen Mantels verdeckte auch eine große Staatsaktion, nämlich die Errichtung der überaus zahlreichen Standbilder Johanns von Nepomuk, die weit über Böhmen hinausgewandert sind und auch süddeutsche Brücken zieren. Karl VI. ließ, wohin immer er kam, dem Generalvikar des Erzbischofs von Prag ein Denkmal setzen, denn dieser Priester war dem schwachen König Wenzel entgegengetreten, als dieser für einen tschechischen Günstling ein neues Bistum hatte errichten wollen. Wir haben die große Bilderschrift der katholischen Kirche zu lesen verlernt. Wir hatten vergessen, welche große Aufgabe diesem vom Kaiser überall aufgestellten Prediger aus Stein zugedacht war. Er hatte einem zur Not bekehrten Volk die Erinnerung an Johann Hus zu nehmen und das durch die langen Glaubenskriege fast verloren gegangene Herzstück des Reiches wieder an den Kaiser zu binden. Der Silbersarkophag im Veitsdom bezeugt den Überschwang des Wollens. — Bedenken wir,

daß diese Verdrängung eines Volkshelden durch einen Heiligen nur in der Verwandlung heidnischer Gottheiten in christliche Heilige ein Gegenstück hat, daß diese Umerziehung eines Volkes durch einen steinernen Prediger im vollen Lichte der Geschichte und zur selben Zeit geschah, in der in Preußen der Soldatenkönig seinen straff organisierten Staat schuf, dann spüren wir die tiefe Kluft, die diese beiden Staatswesen von einander trennte. In lateinischer Sprache und durch Vermittlung von Heiligen wandten sich Kaiser und Kaiserin wie in mittelalterlicher Zeit an ihre Völker, damit nicht die in den verschiedenen Sprachen schlummernden Gefühle geweckt und aufgerührt würden; in der Sprache Voltaires kehrte sich das aufgeklärte Berlin an den Verstand, dem das weihrauchumnebelte katholische Wesen sinnlos und abergläubisch erschien, eine Verhüllung des leichenhaften Antlitzes Germaniens, wie sich Friedrich der Große ausgedrückt hatte.

Aber nicht nur die Mitte der Plätze wurde von der triumphierenden Gegenreformation mit den Marien- und Dreifaltigkeitssäulen besetzt, auch das Bild der böhmischen und mährischen Plätze wurde verändert. Die zerstörten Schauseiten der gotischen Kirchen wurden mit barocken Fassaden verkleidet, die Seitenschiffe wurden zu Kapellen abgemauert und vor die Giebelhäuser der großen Plätze legte man italienische Schauseiten, wie sie der Handwerkerstrom der Welschen durch die Inngasse herauf nach Böhmen und Mähren brachte. Die geschlossenen grünen Jalousien vor den blinden Fenstern gemahnten an die Plätze von Pisa, Lucca oder Mailand. Nicht nur zu unserer oder zu Lessings Zeit wurde bei uns eine fremde Kunstsprache gesprochen, beidemale war sie durch die Verluste der Kriege und des eigenen Ansehens in das Land gekommen. Rilkes in Prag geschultes Auge erkannte auf dem gewaltigen Platz von Furnes in Flandern diese Elemente wieder: *„die die Architektur dieses Landes, seine äußere wie seine innere so verwirrend komplizieren konnten: Burgund, Spanien und Habsburg folgen und durchdringen sich."*

Wir sahen in unserer Jugend noch auf diesen Plätzen die Staatsfeiern im religiösen Gewand, wie sie Goethe beim Vincencifest in Eger beschrieben hat. Zwischen den beiden großen Kriegen marschierten dort an den Staatsfeiertagen der Republik bei den säkularisierten Aufzügen die Legionäre in russischen, französischen, englischen und italienischen Uniformen auf, kamen die Sokol und am Ende grau in grau wie die Gefangenen dieses Staatswesens die deutschen Turner, gleichsam als sollte vor den Dreifaltigkeitssäulen gezeigt werden, daß der neue Staat nicht mehr in der Obhut überirdischer Mächte stehe, sondern sich auf jene verlasse, an deren Seite man um seine Freiheit gekämpft hat.

Weil man in Deutschland zur Zeit der Klassik wußte, daß die Zeit der Glaubenskämpfe die entscheidende für das ganze Volk war, die es in zwei Teile gespalten hatte, so entnahm sie ihre Stoffe gerade dieser Epoche: Don Carlos, Egmont, Goetz, Maria Stuart und Wallenstein. Grillparzer gab Wallenstein mit dem Bruderzwist ein Vorspiel; er griff das nationale Problem in Medea, Libussa, Ottokar, der Jüdin von Toledo und im Treuen Diener seines Herren auf. Drei Dramen behandeln böhmische Stoffe. Unvergeßlich die Worte des Kaisers, dem Erzherzog Ferdinand die Vertreibung der Protestanten meldet:

„Und zwanzigtausend wandern flüchtig aus?
Mit Weib und Kind? Die Nächte sind schon kühl."

Darüber sprach ich nach meinem fünfzigsten Geburtstag in Prag. Der Vortrag hieß der *Reichsstil*. Eiferer hatten ihn schlecht vermerkt. Ich war zu Karl Hermann Frank auf den Hradschin gerufen worden. Aber statt mich zu Rede zu stellen, fragte er mich, wer sich heute in diesem Lande für die Rolle eignen würde, die einst Johann von Nepomuk gespielt hatte. Es kam zu keinem weiteren Gespräch, denn von beiden Seiten tauchten dunkle Schatten auf, vor denen man solche Fragen nicht erörtern konnte.

Der Adel Böhmens, der kein tschechischer und kein deutscher, sondern ein böhmischer Adel sein wollte, hatte immer wieder versucht, durch Musik, Theater und Bildende Kunst die widerstrebenden Kräfte des Landes und der eigenen Brust zu bändigen. Er trat noch, als er schon längst zwischen den nach der französischen Revolution aufstrebenden Nationalismen seine Macht und seine Wirkung verloren hatte, noch einmal mit zwei Komtessen hervor, die gleichsam seine Grundhaltung vertraten: Die Generalstochter Kinsky schrieb als Berta von Suttner „Die Waffen nieder" und die Dubsky schilderte als Ebner-Eschenbach nicht nur ihre mährische Heimat, sondern auch die Herzen der Menschen. Nächst dem Göttinger Professor Lichtenberg schrieb sie die klügsten Aphorismen: *„Der Gescheitere gibt nach! Eine traurige Wahrheit; sie begründet die Weltherrschaft der Dummheit. —"*

Die Erinnerung an die böhmische Adelszeit scheint auf im Eingang von Rainer Maria Rilkes Cornet: *„— den 24. November 1663 wurde Otto von Rilke auf Langenau, Gränitz und Ziegra, zu Linda mit seines in Ungarn gefallenen Bruders Christoph hinterlassenen Anteil am Gute Linda beliehen."* Rilkes Adel war von der gleichen Art wie der des Leutnant Burda von Ferdinand von Saar, der von Grafen abzustammen glaubte und von seinem Ahnenforscher diese Antwort erhielt: *„Dies werde für alle Zeiten umso schwieriger bleiben, als in Österreich, vornehmlich in Galizien, eine ganz unübersehbare Anzahl Personen existiere, welche den Namen Burda führen und dabei in den untergeordnetsten Lebensstellungen sich befinden (Handwerker, Fuhrleute und dergleichen)."*

Rilke schilderte auch Bediente, die sich während der französischen Revolution für Adelige ausgaben. Wie weit das Schloß vom Dorf liegt, wie abgesondert es in seinem großen Park ist, hat Kafka beschrieben, dessen Bittsteller nicht einmal bis zum Verwalter, geschweige denn zum Schloßherrn vordringen kann. Unvergeßlich auch seine fremden Reiter in einer eroberten Stadt, ein Bild, in dem alles Grauen der Zukunft enthalten ist.

Im Jahre 1911 schrieb Rilke, der immer wieder vor seiner bürgerlichen Zeit in die Vergangenheit und die gemilderte Gegenwart der Schlösser zu entrinnen suchte:

Die Könige der Welt sind alt
und werden keine Erben haben.
Die Söhne sterben schon als Knaben,
und ihre bleichen Töchter gaben
die kranken Kronen der Gewalt.

Robert Musil stellte im „Mann ohne Eigenschaften" die dem Untergang geweihte Welt der oberen Schichten der Monarchie dar, die das nie erreichte Regierungsjubiläum des alten Kaisers vorbereiten wollen. Rudolf Kassner, der gleich Ferdinand von Saar wienerwaldnah im XIX. Bezirk abgeschieden und scheu wohnte, suchte und

fand immer wieder auf mährischen Schlössern Trost, deren Ruhe und fast außerweltliche Gelassenheit sogar den überreizten und angriffslustigen Kraus beschwichtigten und zur Verehrung zwangen.

Mir war der Eintritt bei den Kaiserlichen zur Erlösung von all den Völkerzerwürfnissen geworden, denn vor dem Krieg war der Sudetendeutsche d e r Offizier und d e r Mittelschullehrer des alten Österreich. An der Wiener Universität trugen die Kunsthistoriker Dvořák, Svoboda und Strzygowski vor, die ersten beiden dem Mittelmeer zugewandt, dieser aber allem Östlichen in der Kunst nachspürend. Erwin Hanslik, Josef Nadler, Othmar Spann, Walter Heinrich, Srbik und Cysarz entzündeten in den Studenten die flammende Begeisterung, weckten in ihnen den Glauben an das Kommen einer großen und gerechten Zeit.

Wenn man uns vorhält, wir seien kein eigentlicher und einheitlicher Stamm, sondern Bayern, Franken, Obersachsen und Schlesier, so hat uns doch die gemeinsame harte Geschichte geformt und in eine Richtung gewiesen.

Als nach dem Unglücksjahr von 1866 aus dem Westen und dem Norden des Reiches niemand mehr nach Wien kam, traten die Sudetendeutschen an ihre Stelle. Mit ihnen zogen die tschechischen Landsleute als Handwerker, die aus den Portierlogen über die Kanzleien zu den Ministersesseln emporstiegen. Die Sudetendeutschen eroberten damals Wien und verloren Prag, sie besaßen keine natürliche Hauptstadt mehr, auch das starke Prager Judentum schickte seine begabtesten Söhne wie Kraus, Kuh, Werfel, Friedell, Kisch und Perutz nach Wien. Die Maler Rumpler, Moll, Klimt, Kokoschka, Schiele, Kolik, die Bildhauer Barwik und Hanak, der Medailleur Hartwig, zogen nach Wien, von den Schauspielern, Sängern und Komponisten ganz zu schweigen. Beschwören wir nur noch am Ende der großen Liste Adalbert Stifter, nach außen hin ein gelassener und ausgeglichener Mensch, der nur durch eiserne Zucht sein zerrissenes Innere zusammenhält und hinter dessen scheinbar so ruhigen und klaren Sätzen die niedergehaltene Erregung zittert.

Das war es, was das Sudetenland, was die Länder der böhmischen Krone an die Welt abgaben und was durch Wien geschleust werden mußte, da Prag verloren war. Der Heimat verblieben ihre Stimmen, gleichviel ob diese durch die Mundart gewärmt oder durch die Heimat gefärbt waren: die Dichter des Böhmerwaldes, des Egerlandes, des Erzgebirges, des Isergebirges, des Riesengebirges, der Sprachinseln und Südmährens. Ihnen ist heute die hohe Aufgabe zugewiesen, das Bewußtsein an die verlorene Heimat nicht entschwinden zu lassen und weiterzugeben an die heranwachsende Jugend.

Erst heute begreifen wir ganz Bismarcks Wort aus dem Jahre 1879: *„Böhmen in der Hand der Russen, das wäre unsere Erledigung. Böhmen in unserer Hand, das wäre ein Krieg ohne Gnade und Rast mit dem Zarenreich. Sie sehen, es ist unser Lebensbedürfnis, daß Österreich lebe."* Bismarck wiederholte Palackys Worte, die dieser ein Menschenalter vorher gesprochen hatte.

Dieses Österreich ist 1918 auf den Rat jener Tschechen zerschlagen worden, die das Ohr des amerikanischen Präsidenten gewonnen hatten. Die kleinen Völker machten sich selbständig, ihr Leitwort war Masaryks: Ich Herr — du Herr! Sie haben sich aber weder als Herren noch als Brüder klüger gezeigt als die von ihnen so geschmähten und mit Anklagen überhäuften Herren von früher. Sie wollten hinter den kleinen Nationen des Westens nicht zurückstehen und es mit Schweden, Nor-

wegern, Dänen, Holländern, Belgiern und Portugiesen aufnehmen. Sie bauten Schulen und Museen, sie schrieben die Geschichte um und marschierten, sie liebten sich selbst über alles und haßten ihre Nachbarn, sie vermochten es nicht, gerecht zu sein, sie setzten sich auf das hohe Roß und blickten auf die Besiegten herunter. Sie sind an den gleichen Übeln gescheitert, an denen wir zugrunde gegangen sind.

Deshalb haben wir, die wir aus den Ländern zweier Sprachen und zweier Völker stammen, die Aufgabe, diese Feindschaft zu überwinden. Das können nur wir allein tun, die Binnendeutschen verstehen weder uns noch unsere Aufgabe, sie sehen uns als Störenfriede an, für sie ist Staat und Volk eine Einheit, ein schrecklicher Gedanke, der ja auch zur Aussiedlung jener geführt hat, die dieser Anschauung widersprachen. Über diese Frage können wir nur mit unsern eigenen Leuten und mit den Tschechen sprechen, die es bereits erfahren haben, daß sie die nationale Einheit und Reinheit mit der Freiheit bezahlen mußten. Das ist unsere Aufgabe. Sie wird von jedem von uns begriffen, der nicht wissentlich sich borniert stellen will, sie steht über den Parteien, es ist unsere Grundfrage und unsere Grundaufgabe. Ihr kann sich niemand von uns entziehen.

Das Gewitter ist weitergezogen. In anderen Gegenden der Erde ballen sich die Wolken zusammen, zucken die Blitze. Europa ist zusammengeschrumpft. Es ist an der Zeit, ehe es zum Absterben gezwungen wird, daß sich seine Völker vertragen und ihre alten Streitigkeiten begraben. Niemand kann sich Ort und Zeit seiner Geburt auswählen. Er muß sich auf dem ihm zugewiesenen Platz dem Schicksal stellen. Er muß nach seiner Pflicht handeln, gleichviel ob er belohnt wird oder nicht. Uns, die wir in Unruhe und Streit aufgewachsen sind, scheint das keine unbillige Forderung. Unser Verzicht wäre Feigheit, wäre die Aufgabe Europas. Wer Böhmen aufgibt, gibt Europa auf.

Meine tschechischen Freunde jenseits des Eisernen Vorhangs denken heute noch genau so wie einst Palacky. Nicht jene, die hassen und von Vergeltung sprechen, können uns helfen, zusammenführen kann uns nur die Liebe.

Als ich im Theater des Herodes Atticus am Fuße der Akropolis in Athen Smetanas Moldau hörte, da war es mir, als bewaldeten sich rings die kahlgeschlagenen Höhen, ich dachte an die Ruine von Wittinghaus und an den vielgewundenen Lauf der jungen Moldau. Das waren nicht die Melodien eines tschechischen Komponisten, das war die Sprache der böhmischen Heimat. Höre ich Dvořáks Aus der Neuen Welt, muß ich an seinen deutschen Landsmann Karl Postl aus Südmähren denken, der unter dem Namen Sealsfield genau so bemüht war, eine neue heraufkommende, von Tocqueville angekündigte Welt darzustellen wie der Pole Korzeniowski unter dem Namen Joseph Conrad. Ich wollte, wir besäßen noch etwas von jener Würde der Übertragung fremden Lebens in die eigene Kunst.

Solange noch unsere großen Bauten stehen — und die Tschechen wie die Polen versuchen liebevoll sie wieder aus dem Schutt erstehen zu lassen und sie als die ihren auszugeben, — werden alle diese Völker auch zum Westen gehören. An uns wird es liegen, ihnen zu sagen, daß nicht sie, sondern wir es gewesen waren, die solche an den Grenzen des Abendlands ergreifende Kunst hervorgebracht haben. Doch das mag später kommen. Wenn heute nur noch alle diese Werke die Klammern sind, die an den Westen binden, so ist ihr Dienst und die Arbeit unserer Vorfahren nicht hoch genug zu werten.

Erinnerungen an Ralph Benatzky

Am 16. Oktober 1957 starb plötzlich in einem Züricher Sanatorium der Dichterkomponist Ralph Benatzky an Herzschlag. Er wurde in St. Wolfgang am Wolfgangsee seinem Wunsche gemäß zur letzten Ruhe gebettet. Alljährlich kommen viele Touristen zu seinem Grabe und insbesondere unsere Landsleute, die St. Wolfgang besuchen, versäumen es nicht, ihrem großen Landsmanne ein Blümchen aufs Grab zu legen.

Über Ralph Benatzkys Herkunft, sein Alter, seinen Geburtsort u. a. ist schon viel Unrichtiges in der Presse geschrieben worden. Ich will über Ralph Benatzkys Entwicklungsgang hier alles so schildern, wie es der Wahrheit entspricht. Mit meinem Bruder Ralph verbanden mich besonders zahlreiche Kindheits- und Jugenderinnerungen, und wenn ich zurückdenke, so stehen alle diese Erlebnisse und Ereignisse wieder glasklar vor meinem geistigen Auge.

Ralph Benatzkys Leben war ein reines Künstlerleben.

Kindheit und Jugend

Die Familie Benatzky entstammt einem nordböhmischen Bauerngeschlechte. Schon vor dem Jahre 1650 hatte sich ein Urahne, aus Bayern kommend, im Daubaer Lande angesiedelt. Der Name Benatzky kommt von Bernhard und ist durch die Anhängung der tschechischen Endung -sky entstanden (Bernhardsky).

Ralph Benatzky wurde als erstes Kind des Oberlehrers Josef Benatzky und seiner Ehegattin Konstanze, geb. Witek, in Mährisch-Budwitz geboren. Der Vater hatte, um jung heiraten zu können, einen Oberlehrer- und Leiterposten an der Privatvolksschule des Deutschen Schulvereins in Mähr.-Budwitz angetreten. Als er nach wenigen Jahren die Möglichkeit fand, in Böhmen einen leitenden Posten zu erhalten, übersiedelte er freudig zurück in die geliebte Heimat, wo er bis zu seiner Versetzung in den Ruhestand in Trebnitz, Bezirk Leitmeritz, segensreich wirkte. Über die ersten Lebensjahre des Kindes schreibt die Mutter in ihren Aufzeichnungen: „Unser Bubi ist am 5. Juni 1884 um ½6 Uhr früh geboren worden und erhielt 8 Tage später in der Hl. Taufe die Namen Rudolf Franz Josef. Rudolf nach dem Kronprinzen, Franz Josef nach Sr. Majestät unserem Kaiser. Unser Bub war ein gesundes, kräftiges Kind. Nach dem ersten Bade hob die Hebamme den Knaben hoch, betrachtete sein Gesicht und rief aus „der wird einmal etwas Besonderes werden!“ Das Kind entwickelte sich sehr gut. Mit 6 Jahren tritt Rudi in die Schule ein. Einer seiner ersten Lehrer war auch sein Vater. Im Alter von 7 Jahren erkrankte der Junge an Sonnenstich lebensgefährlich. Er gesundete wieder, hatte aber noch lange darnach Bewußtseinsstörungen. In der Schule fällt der Knabe durch rasche Auffassungsgabe, durch musterhaftes Deklamieren, durch sein glockenreines Singen, seine lebhafte Phantasie wie überhaupt durch seine außerordentliche Begabung auf. Alles fliegt ihm nur so zu, er braucht gar nicht fleißig zu sein wie andere, er kann es eben.“

Hat sich nun seine spätere Musikalität schon in den Kinderjahren geäußert? Ja! Zurückblickend stellte die Mutter fest, daß ihr Erstgeborener schon als Dreijähriger besondere musikalische Eigenheiten zeigte. Er besaß ein großes Schaukelpferd, auf dem er sehr gern ritt. Beim Reiten sang er immer die Lieder, die ihm die Mutter beigebracht hatte, meistens *nicht* so, wie sie die Mutter sang. Er sagte: „*So* singt es die Mama" (und dann sang er die Melodie nun richtig nach), dann: „*So* singe *ich!*" Und nun folgte auf den gelernten Text eine ganz andere Melodie. Dann wieder sang er das Liedchen nach Mutters Melodie, aber mit einem anderen Texte, den *er* sich dazu ausgedacht hatte. Diese Eigenart eines noch nicht vierjährigen Kindes war merkwürdig. (Zwanzig Jahre später zeigte sich diese Eigenheit des Künstlers darin, daß er ja zu den meisten seiner Vertonungen sich den Text auch selbst schrieb.)

Im Alter von 11 Jahren trat er in die Realschule in Leitmeritz ein und war die ersten vier Jahre Vorzugsschüler. Er zeigte ein auffallendes Sprachtalent (später beherrschte er sechs Sprachen vollkommen) und eine außergewöhnliche musikalische Veranlagung. Den ersten Klavierunterricht erhielt er von seinem Vater, der die besondere Begabung des Sohnes erkannte und ihn deshalb zu der bekannten Klavierpädagogin Veith, der Tochter des Leitmeritzer Komponisten Veith, dessen Denkmal den Postplatz zierte, schickte. Hier machte er sehr gute Fortschritte. Er besuche oft das Theater und, wenn er heimkam, spielte er die zum erstenmale gehörten Melodien der Opern oder Operetten dann aus dem Gedächtnisse auf dem Klavier fehlerlos nach. Er gefiel sich aber auch in Variationen und phantasierte als Vierzehnjähriger frisch drauf los. In jener Zeit als Realschüler komponierte er auch schon Festmärsche u. ä. Zu besonderen Gelegenheiten an Familienfesttagen lagen auch Gedichte Rudolfs stets neben den Gedecken der Eltern und Brüder. Zu dieser Zeit betrieb er es auch als Sport, wenn z. B. Fensterscheiben klirrten, ein greller Pfiff ertönte, eine Brummfliege summte u. ä., den Grundton des Klanges anzugeben und freute sich jedesmal, wenn er sich mit einem Sprung zum Klavier davon überzeugte, daß es immer stimmte. Für sein feines absolutes Gehör zeugte auch ein einige Jahre später erfolgter Vorfall: Wir hatten uns 1½ Jahre nicht gesehen. Ich hatte unterdessen einen chronischen Kehlkopfkatarrh überstanden und beim ersten Wiedersehen sagte mein Bruder zu mir: „Was für eine Stimme hast Du denn jetzt? Du hast doch früher in D gesprochen, jetzt sprichst Du in Des."

Als Oberrealschüler hatte Rudolf einmal einen Zusammenstoß mit dem Direktor der k. k. Staatsoberrealschule in Leitmeritz. Der Fünfzehnjährige stand am Ringplatz mit einem Mitschüler vor Blömers Buchhandlung und die Buben kritisierten die Büchertitel in der Auslage. Wahrscheinlich ging es dabei etwas lebhaft zu, denn plötzlich hörten sie von rückwärts eine Stimme: „Benatzky, benehmen Sie sich gesitteter!" Verblüfft drehten sich die Schüler um — und erstarrten in Ehrfurcht, denn der Sprecher war ihr hochgestrenger Herr Direktor. Als dieser aber nun mit einer weiteren Predigt über Benehmen begann, rief Rudolf: „Herr Direktor, wir sind doch nicht in der Schule!" Diese Bemerkung, dieses subordinationswidrige Verhalten des Schülers wurde damit geahndet, daß ihm eine herabgesetzte Note im Betragen angedroht wurde. Dem aber kam Rudolf zuvor. Er ließ sich beim Regimentsarzt Dr. Dub untersuchen, wurde für tauglich befunden und bat den Vater inständigst, nach Schulschluß in die Kadettenschule in Wien eintreten zu dürfen, da er in der

Dir!

Mag Dich das Leben noch so sehr in harte Schule nehmen...
Kopf hoch und Blick gradaus! – Die Narbe ziert den Mann!
Ein bischen mußt Du immerhin Dein heißes Blut bezähmen,
Doch wird's gar arg – hau' zu! – und sei kein Weichling dann!

Und glaubst Du, müd' und kampfesmatt, Du kannst nicht fertig werden
Allein mit jenem Feind, den Dir das Schicksal stellt...
Ruf' mich! – Ich bin bereit – wo ich auch sie empfinden –
Dein erster Freund – Dein Bruder – wird siegen –
– oder fallen!

Im Dezember 1905.

Rolph Henatzky Fleck.

Realschule nach diesem Vorfalle nicht mehr bleiben werde. Das war im Jahre 1901. Der Offiziersstand stand damals in allerhöchstem Ansehen, der Vater willigte ein und Rudolf wurde Zögling der k. k. Landwehrkadettenschule in der Boerhavegasse in Wien. Hier war er ein schneidiger Bursch, hatte immer die doppelte Auszeichnung, war Kapellmeister des Zöglingsorchesters, dichtete, komponierte, schwärmte für Wiener Mädel und Wiener Eigenart und war glücklich und zufrieden. Vor der Ausmusterung legte er noch an einer Militär-Oberrealschule, wie es bei fähigen Schülern damals möglich war, die Matura ab. Als k. k. Fähnrich wurde er am 18. August, dem Geburtstage des Kaisers, in Wien ausgemustert, diente dann im Jahre 1904 als Fähnrich und später Leutnant im Landwehrinfanterieregimente Nr. 8 am Pohořelec in Prag.

Lern- und Wanderjahre, Sturm und Drang

Dem jungen Offizier machte der Dienst am Anfang Spaß, aber er verrichtete ihn doch nur mehr so nebenbei; denn die Musik und das Musizieren waren ihm wichtiger als Exerzieren und Kasernhofdrill. Er sah das schon in seiner allerersten Dienstzeit ein, wollte es aber offiziell nicht zugeben. Schon in Wien hatte er jede Gelegenheit benützt, um sich musikalisch weiterzubilden. In Prag nun besuchte er die oberste Klasse des Konservatoriums und machte ungewöhnliche Fortschritte. Die Urlaubstage daheim waren für Rudolf Lichtblicke, aber der Dienst in der Garnison wurde ihm immer unangenehmer, besonders dann, als er von Prag nach Kolomea in Galizien transferiert worden war. Hier sah er ein, daß er zum aktiven Soldaten nicht geschaffen war. Heimlich reiste er — ohne Bewilligung seiner Dienststelle — an freien Sonntagen in Zivil nach Czernowitz, der Hauptstadt der damaligen Bukowina, und gab dort Klavierkonzerte unter dem Namen Rolf Benky. Daß er dadurch mit seiner vorgesetzten militärischen Dienststelle, die hievon erfuhr, in Konflikt geriet, ist verständlich. Dafür bekam ich nach meines Bruders Ableben die Bestätigung durch einen seiner ehemaligen Kameraden, Herrn Generalmajor i. R. Franz Schubert. Er schrieb: „Kurz vor Weihnachten 1906 hatte ich Kaserninspektion, am nächsten Tag sollte mich Benatzky ablösen, aber er kam nicht. Nach längerem Warten beschaffte ich einen Ersatz, schwieg aber davon, um den Kameraden zu schützen. Als am nächsten Morgen unser Regimentskommandeur den Inspektionsoffizier kontrollierte, entdeckte er den Personenwechsel und verlangte Aufklärung von mir. Dann schickte er Kameraden in alle Gast- und Kaffeehäuser, hielt Umfrage bei verheirateten Offizieren usw., — alles umsonst. Eine „Deserteureingabe" wollte er dem beliebten Offizier zunächst ersparen; er ließ daher alle Gendarmerieposten in Ostgalizien und der benachbarten Bukowina ersuchen, Nachschau zu halten. Bald langte in Kolomea aus Radautz eine Nachricht ein: In den letzten Tagen habe ein junger fremder Pianist, auf den die Personenbeschreibung passe, mit großem Beifall Konzerte gegeben. Mein Oberst ersuchte den Gendarmerieoffizier um Intervention und am Abend meldete sich, stark zerknirscht, Benatzky bei ihm in der Wohnung. Zufällig war ich anwesend. Ich erinnere mich noch heute nach mehr als 50 Jahren an diese mich erschütternde Begegnung. Benatzkys Dienstverpflichtung — er mußte für jedes Kadettenschuljahr ein Jahr aktiven Dienst machen — war noch nicht abgelaufen, aber er „mußte" Musik studieren, „mußte" Künstler werden! Unser gütiger Oberst fand

RALPH BENATZKY „Dir" (Gedicht-Originalblatt)

einen Ausweg: Krankenurlaub, Übersetzung in die Reserve. So ebnete er dem jungen Künstler den Weg zum Erfolg, ein Beispiel für die wahre Kameradschaft in der alten k. u. k. Armee. Unser Regimentskommandant, sein Name verdient genannt zu werden: Lischka, als Feldmarschalleutnant gestorben, hätte ja auch die Desertionseingabe verfassen und Benatzkys Zukunft arg gefährden können."

Der Kommißdienst wurde dem jungen Künstler von Tag zu Tag unerträglicher. Und so benützte er eine Erkrankung — Lungenspitzenkatarrh und eine Blutvergiftung —, um vom Militär loszukommen. Die Blutvergiftung bekam er als Folge einer geringfügigen Verletzung, die er sich anläßlich eines Säbelduells mit einem Regimentsarzt zugezogen hatte. Die hellblaue Uniformbluse war nicht ganz farbecht gewesen. Zu dem Duell war er nach den damaligen militärischen Anschauungen und Vorschriften verpflichtet gewesen, weil es in der Offiziersmesse eine Auseinandersetzung gegeben hatte. Nach seiner Entlassung aus dem Krankenhause wurde er superarbitriert. Nun stand er als Dreiundzwanzigjähriger vor den Eltern zum erstenmale wieder in Zivil: „Vom Militärdienst entlassen."

Was aber nun? Der Vater machte ihm heftige Vorwürfe, weil er seine zu den schönsten Hoffnungen berechtigende Laufbahn aufgegeben hatte, um einem Phantom nachzujagen, freischaffender Künstler zu werden. Der Vater war mehr für eine festbesoldete pensionsberechtigte Anstellung, z. B. Militärkapellmeister u. ä. Das lehnte der Jüngling ab. Es kam zum Bruche. Der älteste Sohn der Familie verließ die vorübergehende Zuflucht im Elternhause. Er sagte, er *wolle* und *werde* sich durchsetzen, ganz allein, ohne Hilfe. „Das werdet Ihr sehen! Und Ihr werdet noch einmal vor meinem Denkmal stehen!" Damit ging er.

Ich erinnere mich noch sehr gut jenes Tages, an dem dieses entscheidende Gespräch auch in meiner Gegenwart stattfand. (25 Jahre später standen meine Mutter und ich, der Vater war schon gestorben, bei der ganz groß angelegten Benatzky-Feier in Wien wirklich unter dem großen Bronzerelief Ralph Benatzkys in der Himmelstraße in Wien-Grinzing. Sein seinerzeitiger Ausspruch hatte sich wirklich erfüllt.)

Rudolf hatte das Elternhaus verlassen, seine Lern- und Wanderjahre, die Sturm- und Drangzeit seines jungen Lebens, begannen. Jetzt folgten vier oder fünf Jahre, in denen Rudolf nicht nach Hause kam. In diesen Jahren wandelte er auch seinen Vornamen Rudolf in Ralph um. Er war, heute würde man es Werkstudent nennen, in den verschiedensten Stellungen tätig: Klavierspieler, Schreibkraft, Kurdirektor, Dolmetscher, Reisebegleiter beim Fürsten Taaffe, Sekretär, Mitarbeiter von Zeitschriften u. a. m. Er dichtete, komponierte, hungerte, studierte, fror, führte ein echtes Bohèmeleben. Daheim wußten wir nie richtig, wo er war. In Wien, in Prag, in München, er studierte bei Dvořak und Felix Mottl, saß in den Lehrsälen, studierte Philosophie und Musik, vegetierte so dahin, bummelte in Varietes und Cafés, wo an manchem runden weißen Marmortische seine Lieder entstanden, die er für einen Pappenstiel verkaufte. Er schlug sich durch. Zu den Namenstagen der Eltern, zu Weihnachten, zu Neujahr kamen pünktlich Telegramme, die sein unverbrüchliches Festhalten am Elternhause bezeugten, sonst aber nichts berichteten. Erst im Sommer 1913 lud er die Eltern an den Starnberger See ein. Da hatte er bereits promoviert und verdiente seinen Lebensunterhalt mit schriftstellerischen Arbeiten und mit Chansons, die er schrieb. Noch aber war er gänzlich unbekannt, einer von unzählig vielen.

Wie kam nun eigentlich sein Aufschwung zustande?

Den allerersten Auftrieb zu eigenem Schaffen hatte ihm der damalige Rektor der Prager Universität Prof. Dr. August Sauer gegeben. An ihn hatte sich der nach Freiheit ringende Jüngling nach seiner Militärepisode gewendet und ihm einige Erstlingsgedichte eingesandt. Prof. Dr. Sauer erkannte das aufstrebende Talent, veröffentlichte einige Gedichte in der Zeitschrift „Deutsche Arbeit" und honorierte sie auch. Das gab dem jungen Manne Auftrieb. An einem „Lyrischen Abend" in Lobositz trat er zuerst als Lyriker an die Öffentlichkeit. Die Kritiken waren ermunternd. Im Jahre 1912 hatte ein Bühnenverlag in Berlin ein Preisausschreiben für einen Operntext erlassen, zu dem 300 nur mit Kennwort versehene Manuskripte eingegangen waren. Die Arbeit unter dem Kennwort „Per aspera" bekam den Preis von 5000 Mark. Sie stammte von Ralph Benatzky, München. (Mitteilung aus der „Münchner Zeitung", 1912, Operntext-Manuskript „Schmiede von Kent".) Ein früherer Wettbewerb hatte ihm als Preis die „Goldene Lilie" des Königs von Spanien eingebracht.

Bekannt aber wird Benatzky erst durch zwei Lieder, von denen das Lied *„Ich weiß auf der Wieden ein kleines Hotel"* knapp vor dem I. Weltkriege, und das Lied *„Draußen im Schönbrunner Park sitzt ein alter Herr . . ."* nach Ausbruch des Krieges im Jahre 1915 erschienen ist.

1914 heiratete er. Seine Frau war die unter dem Künstlernamen Josma Selim durch ihn als Sängerin bekanntgewordene Vortragskünstlerin. Er bezog in Wien am Arenbergring eine schöne große sehr ruhig gelegene Wohnung. Im Programm einer Veranstaltung für das Rote Kreuz in Wien war damals auch der Vortrag des Liedes „Draußen im Schönbrunner Park" enthalten, das von seiner Frau gesungen werden sollte. In letzter Minute wurde aber das Lied vom Programm abgesetzt, weil Erzherzog Stefan zu dem Konzert erschienen war und die Konzertleitung das Lied als zu familiär fand, um in Anwesenheit eines Mitgliedes des Allerhöchsten Kaiserhauses gesungen zu werden. Der hohe Herr war aber gerade deswegen gekommen, um *das* Lied, das in Wien schon so viel gesungen wurde und von dem so viel gesprochen wurde, zu hören. Dem Erzherzog gefiel es sehr gut. Er sagte, der Komponist und seine Gattin mögen sich bereithalten, vor Sr. Majestät das Lied zu singen. Und richtig! Wenige Tage später kam eine Hofkutsche mit weißen Lipizzanern und zwei livrierten Hoflakaien, holte das Paar in der Wohnung ab, führte es nach Schönbrunn und Seine Majestät hörte sich huldvollst den Vortrag an und lobte Komponist und Sängerin. Nebst einem ansehnlichen Honorar erhielt der Künstler ein prachtvolles Diplom vom Obersthofmeisteramte, das noch viele Jahre in Benatzkys Arbeitszimmer hing. Durch dieses Lied und durch das auch 1914 entstandene Grinzinglied wurde Ralph Benatzky als österreichischer Komponist und Autor populär.

„Ich muß wieder einmal in Grinzing sein, beim Wein, beim Wein, beim Wein!" Interessant ist, wie dieses Lied entstanden ist.

Schon im Jahre 1914 besaß Ralph Benatzky in Nußdorf bei Wien ein langgestrecktes kleines Landhaus, in das er sich gerne zu stiller Arbeit zurückzog. Es stand an einem Fahrweg, der zu den Weingärten führte, die sich am Hang gegen den Kahlenberg hinzogen. Sonntags kamen die Wiener als Ausflügler, wenn sie zum Heurigen zogen, an dem schlichten Haus vorbei und lasen interessiert die Anschrift am Giebel des Hauses:

„Mein liebes Heim, ich muß dich loben!
Du bist nicht errafft und nicht erschoben,
du bist durch Müh' und Fleiß errungen:
Erspielt und ersungen!"

Zu dem Häuschen gehörte auch ein Stückchen Weingarten. Einmal waren zur Sommerszeit die Eltern in Nußdorf zu Besuch und eines Tages schickte sich Ralph an, fortzugehen. Die Mutter fragte ihn: „Wohin gehst Du denn, Ralph?" Ralph antwortete: „Ich will mir ein paar Weingärten ansehen gehen, weißt Du, ich muß wieder einmal nach Grinzing rauf." Am Wege zwischen den Weingärten fiel ihm nochmals die Antwort an die Mutter ein, der jambisch-anapästische Rhythmus dieses Ausspruches beschäftigte ihn immer mehr, er sprach und sang den Vers vor sich hin — und so entstand das Lied, das ihn so berühmt gemacht hat. Finanziell hatte der Komponist von diesem Liede wenig. Ohne große Überlegung hatte er es damals mit allen Rechten einem Verlag um 750 Kronen verkauft und der Verlag verdiente später viele Tausende daran.

Zeit der Reife

Mit dem Ende des Ersten Weltkrieges beginnt für den jungen Künstler ein neuer Lebensabschnitt. Der Fünfunddreißigjährige hat eine Anzahl abendfüllender Bühnenwerke geschrieben. Die Uraufführungen hatten meist in Wien stattgefunden, die Bühnenwerke waren von Wien aus über die anderen Bühnen gegangen. Um diese Zeit wendete sich Benatzky mehr und mehr der heiteren Kunst zu. Zusammen mit seiner Gattin Josma Selim ging er auf Tournees und bereiste durch zehn Jahre alle Hauptstädte und größeren Orte Europas von Istanbul bis London, von Oslo bis Rom. Unter dem Motto „Heitere Muse" brachten die beiden Künstler Novitätenprogramme, die von Zeit zu Zeit wechselten und die in Konzertsälen nur von dem Künstlerpaare ganz allein abendfüllend bestritten wurden. Ralph Benatzky dichtete *und* komponierte die Chansons und saß am Flügel, seine Gattin trug sie mit unnachahmlicher Grazie und unerreichter Vortragskunst vor. Die ältere Generation in Österreich und Deutschland erinnert sich heute noch gern an diese beliebten Konzerte. Die Vortragsfolge bildete immer einen zusammenhängenden Zyklus, z. B. „Altwiener Guckkastenbilder", „Vom Wein, vom Lachen und der verflixten Liebe", „Chinesischer Zyklus" u. a. m. Einzelne Lieder wie „Die Neuberin", „Engelstelefon", „Im Paradeisgartl" u. v. a., am meisten aber wohl „Die billige Annette" sind direkt unsterblich geworden. Der Beifall war oft erdrückend, das dankbare Publikum raste. Weit über 5000 Chansons wurden geschrieben und ein Großteil davon an ungezählten Abenden dem Publikum zu Gehör gebracht. Josma Selim hatte immer die gleichen Worte für ihre Ansage: „Dieses sowie alle meine Lieder, die ich singe, sind in Text und Musik von — mit einer graziösen Handbewegung zum Flügel hin — Dr. Ralph Benatzky." Das verbreitetste Textbuch der brillanten Chansons hieß „Ein Lächeln aus Wien", das in Buchform erschienen war und vom harmlosen — mondänen — wienerischen und wehmütigen Lächeln erzählte.

Josma Selim war eine schöne Frau von besonderem Charme. Gegen Ende der Zwanzigerjahre hatte das Künstlerehepaar seinen Wohnsitz nach Berlin-Lichterfelde ver-

legt, wo es am Marienplatz 11 eine prachtvolle Villa, das „Maurische Schlößl" genannt, die mit allem Komfort eingerichtet und kostbare Antiquitäten enthielt, besaß und in welchem gastlichen Hause Künstler von Weltruf wie Max Pallenberg, Fritzi Massary, Liane Haid, Curt Götz mit seiner Gattin Valerie von Martens, Max Hansen, Max Reinhardt, Emil Jannings u. a. ein- und ausgingen, in welchem Hause aber auch Adel, geschäftliche Prominenz, Gelehrte und selbst der deutsche Kronprinz zu Gast waren.

Dieses Leben hörte jäh auf, als Josma Selim im August 1929 an den Folgen einer Lungenentzündung verschied. Das Ableben der Gattin und engen Mitarbeiterin hatte den Komponisten aufs schwerste erschüttert. Die Konzerte hörten auf. Vielleicht war aber diese Wendung für die künstlerische Entwicklung des jetzt Fünfundvierzigjährigen von Vorteil; er hatte mehr Zeit für sich selbst. Spielopern und Operetten entstanden wieder, u. a. „Ein Märchen aus Florenz", „Für Dich", „Adieu Mimi". Auch arbeitete er an dem Werk „Drei Musketiere". Um diese Zeit ist in allen Arbeiten des dramatischen Autors und Komponisten eine ernstere Richtung festzustellen, die Zeit der Chansons ist vorüber. Er arbeitete unermüdlich, sitzt bis 16 Stunden täglich am Schreibtisch oder Flügel. Die Kritiker bezeichnen ihn jetzt als den Schöpfer des musikalischen Lustspiels.

Er fand eine zweite Gattin, eine schöne blonde Frau, die bedeutend jünger war als er, eine geborene Wienerin, die für die Kunst Verständnis und Liebe in die Ehe mitbrachte, und die ihm neuen Auftrieb und neue Schaffenskraft gab. Die großen seelischen Erschütterungen zu Anfang der Dreißigerjahre (jäher Tod der ersten Gattin, Tod des Vaters, den er sehr verehrt hatte, die zweite Eheschließung) bewirkten es, daß im Schaffen des Komponisten wieder ein Aufschwung festzustellen ist: im neuen lebensbejahenden Schwung dieser Jahre wurde die Musik zu dem Singspiel „Im weißen Rößl", an dem er bereits gearbeitet hatte, in einem Guß vollendet.

In Berlin spitzten sich die politischen Verhältnisse immer mehr zu, das freie Schaffen der Künstler wurde eingeengt. Das vertrug Ralph Benatzky nicht. Kurz entschlossen verlegte er Anfang 1932 von Berlin seinen Wohnsitz nach Thun am Thuner See in der Schweiz. Nach der so erfolgreichen Uraufführung der Operette „Im weißen Rößl" im Großen Schauspielhaus in Berlin hatte er die im Berner Barock erbaute Villa mit prachtvollem Park am Seeufer in Thun käuflich erworben. Von der ansässigen Bevölkerung wurde der Neuankömmling herzlich aufgenommen. An Sommerabenden kam es öfters vor, daß am Seepromenadenweg eine Gruppe junger Menschen zum Gartentor gewandert kam und dem auf der Terrasse sitzenden Künstler ein improvisiertes Ständchen brachte. Hier in diesem Schweizer Hause verlebte er mit seiner Gattin Melanie viele glückliche Jahre. Hier fand auch ein Familientreffen der ganzen Familie statt, welches Ereignis zu den schönsten Erinnerungen aller Familienmitglieder zählt. Auch in diesem Hause waren Gäste immer herzlich willkommen. Hier konnte der Künstler ungestört schaffen. Der Haushalt lief auf Gummirädern. Eine erfahrene Wiener Köchin kochte mit Vorliebe ihre Spezialitäten, die junge Hausfrau hatte ihre größte Freude an den prachtvollen Blumen des Gartens und an den herrlichen vom Gärtner gepflegten Obstbäumen mit ihren köstlichen Früchten. Der Diener August war das Hausfaktotum neben dem langjährigen Wiener Stubenmädchen Mizzi.

Im Jahre 1934 war Ralph Benatzky wieder der Mittelpunkt einer ganz großen Feier: Grinzing beging das 20jährige Jubiläum des Liedes „Ich muß wieder einmal in Grinzing sein . . .". Ein Grinzing, wie es sich in dieser Nacht des 30. Juli 1934 zeigte, hätte kein Lubitsch besser auf die Leinwand zaubern können. Straßauf und straßab Lampions. Man stößt sich, drängt sich, man will die Fiaker sehen, die mit bekannten Filmgrößen angefahren kommen. Die Straßenbahnen bringen immer neue Gäste, man schiebt und wird geschoben und landet endlich im altehrwürdigen Pöstlinger Hof, wo der Alt-Wiener-Bund zu Ehren Benatzkys die Feier veranstaltete. Das Gedränge wird beängstigend, als Benatzky, begleitet von seiner alten Mutter und seiner jungen Gattin dem geschmückten Landauer entstieg. Ansprachen und Ehrungen und zum Schluß Enthüllung der großen Erinnerungstafel aus Bronze mit dem Reliefporträt des Künstlers und der Inschrift: „Ralph Benatzky, dem Schöpfer des unvergänglichen Liedes — der Alt-Wiener-Bund". Als der Bürgermeister von Wien dem Komponisten und Ehrenbürger den Dank der Stadt Wien ausspricht, kann der so Geehrte nur flüstern, so tief erfaßt ihn die Rührung. Und er sagt: *„Die Worte und Töne, die mir Gott gegeben hat, will ich, solange ich lebe, Wien widmen."* Benatzky wurde auch mit dem Großen Ehrenzeichen der Republik Österreich für besondere Verdienste ausgezeichnet. Er besaß schon mehrere Auszeichnungen und Orden und war auch Ritter der französischen Ehrenlegion.

Wie es dazu kam, daß ein Deutscher Ritter der französischen Ehrenlegion wurde? Im Jahre 1918 schrieb Ralph Benatzky ein Lied mit dem Titel „Hunderttausend Kinderhände". In dieser Ballade tragen hunderttausend Kinderhände einen Gefallenen zum Himmel, um der Welt dadurch den Frieden zu erbitten. Das Lied wurde, vor allem in Frankreich, zu einem außergewöhnlichen Erfolg. Bei einem Interview fragte der Autor den französischen Reporter, ob man seine Idee nicht verwirklichen und einen unbekannten Soldaten irgendwo begraben könne, um so auch von Staats wegen die Sinnlosigkeit des Krieges darzutun. Der Gedanke setzte sich dann durch und wurde Realität im „Grabmal des unbekannten Soldaten". Der Verfasser des Liedes Ralph Benatzky erhielt vom Präsidenten der französischen Republik das Kreuz der Ehrenlegion (Chevalier de la légion d'honneur). Das schmale rote Bändchen im linken Knopfloch trug er immer.

In den nun folgenden Jahren entstanden wieder mehrere Bühnenwerke „Der König mit dem Regenschirm", „Das bezaubernde Fräulein", „Herzen im Schnee", „Axel an der Himmelstür", „Das kleine Café", „Meine Schwester und ich".

Gegen Ende 1937 stand er vor der Wahl, entweder einen glänzenden Vertrag mit Hollywood anzunehmen oder die Musik für acht Ufa-Filme zu schreiben. Der Vertrag, der ab 1938 für acht Jahre abgeschlossen wurde, war einmalig und in finanzieller Hinsicht sehr verlockend. Deshalb konnte er sich auch leichter entschließen, das friedlich-stille Heim mit Garten und Motorboot und Packard, kurz alles, was ihm zur Zeit wert war, zu verlassen und auf mehrere Jahre nach Californien zu gehen. Vorher aber, zur Jahreswende 1937, lud er wieder alle Familienmitglieder nach Wien ein, um Abschied zu feiern. Dieser Silvesterabend bedeutete — allen zwar noch unbewußt — eine Trennung auf lange, lange Zeit. Einige Monate nachher dampfte er mit seiner Gattin und deren Mutter mit der „Ile de France" nach den Vereinigten Staaten ab.

In Amerika

In USA verblieb er, bedingt durch die politischen Verhältnisse, zehn Jahre, teils in Hollywood, teils in New York. Er lernte Land und Leute und die so anders geartete Arbeitsweise kennen. Seine Arbeit in Amerika bedeutete ja eine vollkommene Umstellung, denn dort ist es ganz gleichgültig, was einer in Europa war oder welche Bedeutung er hatte. Hier mußte er umlernen und vom Frischen beginnen. Bei allen Zugeständnissen verleugnete er aber trotzdem nie seine Eigenart und seine Persönlichkeit. Das war auch der Grund, warum er vorzeitig aus dem Vertrag mit Hollywood ausstieg, was ihm eine hohe Konventionalstrafe eintrug. Aber er fühlte sich nun freier, obzwar er es nicht leicht hatte, besonders dann, als auch die USA mit Deutschland im Kriege stand. Auch hier entwickelte er wieder eine unermüdliche Arbeitskraft. Er dirigierte jahrelang täglich eine halbe Stunde im WHOM seine eigene Kapelle und brachte dabei täglich ein neues Programm. Das bedeutete mindestens sechs Stunden Kompositionsarbeit am Tage und in der Nacht. Und das war nur erst Nebenarbeit. Für Hollywood schrieb er die Musik zu zahlreichen Filmen und betätigte sich auch als Übersetzer. Aus dieser Zeit stammt auch eine hübsche Anekdote: Als Benatzky das Textbuch zu „Porgy and bess" übersetzt hatte, übergab sein Auftraggeber das Manuskript einem amerikanischen Sprachprofessor. Der sollte die deutsche Übersetzung nach dem englischen Urtext begutachten. Weil der Experte seinen Auftrag mißverstand, lautete das Gutachten: „Die englische Übersetzung des deutschen Originales ist vorzüglich." Hier sei auch noch ein zweites Geschichtchen angeführt, das sich allerdings einige Jahre vor dem Kriege in Amerika zugetragen hat. Im New Yorker Madison Square Garden schickte sich der Tiroler Skilehrer Hannes Schneider an, von der eigens errichteten Sprungschanze in die Tiefe zu springen. „Und vorher, meine Damen und Herren", wandte sich eine Stimme über den Lautsprecher an die 15 000 Zuschauer, „erheben Sie sich bitte von den Plätzen, um die österreichische Nationalhymne zu hören." Als das Klappern der Stühle verklungen war, stimmte das Orchester feierlich die Weise „Im weißen Rößl am Wolfgangsee" an! —

Benatzky war in Hollywood auch einer der ersten gewesen, der das Play-back-Verfahren anwandte, wobei gleichzeitig mit der Bildaufnahme der Ton festgehalten wird. Rastlos in Arbeit verstrickt, vermochte der Komponist sich jedoch in der Neuen Welt nicht völlig einzuleben und sehr oft weilten seine Gedanken im schönen Österreich, im geliebten Wien, wovon das Lied „Ein Wiener Lied in New York" mit dem Refrain:

„In der heil'gen Weihnachtsnacht,
abends so um halber acht,
wenn die ersten Kerzerln glühn,
dann ist mir bang nach Wien ..."

(geschrieben Silvester 1942) in rührender Weise zeugt.

Im Jahre 1948 kehrte er als USA-Staatsbürger in die Schweiz zurück.

Das letzte Lebensjahrzehnt

Nach der Rückkehr aus Amerika fand das Ehepaar auch in Thun vieles grundlegend verändert. Ihr Besitz hatte durch die langjährige Abwesenheit sehr gelitten. Aus diesem Grunde gaben sie das Haus kurz entschlossen auf und verlegten ihren Wohnsitz

nach Zürich. Ein neuer Anfang war auch hier schwer gewesen. Theaterdirektoren, Verleger, Schauspieler, Sänger und liebe Freunde und Mitarbeiter von einst lebten nicht mehr oder waren in alle Winde verstreut. Alles war so fremd geworden. Es ist deshalb kaum verwunderlich, daß eine Neuaufführung eines Bühnenwerkes in der Schweiz um diese Zeit keinen Anklang fand. Sobald sich die Möglichkeit ergab, galt Benatzkys erster Besuch nach jahrelanger Abwesenheit dann wieder seinem geliebten Wien, wo er von der Presse aufs herzlichste begrüßt wurde. Auch hier hatte sich natürlich manches geändert, seine Popularität aber war geblieben und der neue Stadtsenat Wiens bewies ihm das auch, indem er ihm als zweitem Träger überhaupt die erst seit kurzem neu gestiftete Ehrenmedaille der Bundeshauptstadt Wien verlieh. Den ihm angebotenen Professorentitel lehnte er ab.

Eine besondere Überraschung bereitete ihm St. Wolfgang. Bei seinem Eintreffen am 12. August 1950 begrüßte ihn die Gemeindevertretung am festlich beflaggten, von Menschen dicht gefüllten Marktplatz, Musikkapellen spielten, die Ortsvereine waren aufmarschiert, die Künstlerkolonie mit Marikka Röck, Ernst und Hubert Marischka, Oskar Karlweis und Oberst Podhajsky von der spanischen Hofreitschule hatten sich zur Begrüßung eingefunden. Es gab Gedichte und Alpenblumen, Hochrufe und Musikklänge, und als Bürgermeister Hödlmoser dem gefeierten Komponisten die Ehrenbürgerurkunde von St. Wolfgang überreichte, brausenden Beifall. Das Festprogramm dauerte eine ganze Woche. Damals wurde vor einem internationalen Publikum offiziell betont, daß das „Weiße Rößl" in St. Wolfgang durch Benatzkys Melodien weltberühmter geworden ist, als das Waldorf-Astoria-Hotel in New York. In seltener Übereinstimmung bezeichnete die Presse aller Länder das Singspiel „Im weißen Rößl" — White horse inn — Lauberge du cheval blanc — Cavallino bianco — als jenes Bühnenstück, das die größte Verbreitung in der Welt gefunden hat. Es gibt wohl kaum eine Bühne, die dieses Stück in Europa nicht aufgeführt hätte, es wurde in japanisch, russisch, chinesisch, spanisch neben englisch, französisch, italienisch, tschechisch, polnisch u. a. aufgeführt. Nach Pressemeldungen 1½ Millionen Mal.

In den letzten Jahren lebte Ralph Benatzky sehr zurückgezogen in Zürich. Er schaffte zwar unermüdlich weiter, aber er gab seine Arbeiten nicht mehr heraus. Trotzdem gelang es seinem alten Freunde Max Hansen, der in Kopenhagen im Mai 1956 ein eigenes Sommertheater eröffnete und der einst der erste Ober Leopold im „Weißen Rößl" bei der Première in Berlin gewesen war, ihn nach Kopenhagen zu holen. Hansen eröffnete die Saison mit Benatzkys „Bezauberndes Fräulein". Die Vorstellungen waren schon eine Woche vorher für 14 Tage ausverkauft und trotzdem standen die Leute Schlange am Theater. Das Stück wurde bis 15. September täglich gespielt. Ralph Benatzky dirigierte dort auch ein Lied für die Radiosendung und beim Spielen des Musketiermarsches stand spontan das ganze Haus auf, 3 500 Menschen, denn die Sendung war öffentlich, und taktierte mit. Es war eine beachtliche Kundgebung in fremdem Lande.

Noch im August 1957 weilte er mit seiner Gattin wieder in St. Wolfgang. Als er sich vor seiner Heimfahrt verabschiedete, winkte er vor dem Einsteigen in den Wagen noch einmal den Zurückbleibenden zu und sagte mit einer letzten kurzen Armbewegung „Gute Nacht!" Es war um die Mittagszeit und wirkte wie ein vorgeahnter Abschied für immer. Acht Wochen später verschied er ganz unerwartet.

Welch großen Ansehens, welch hoher Beliebtheit, welch aufrichtiger Verehrung sich

Benatzky besonders in Österreich erfreute, davon zeugte die Trauerfeier am 26. Oktober 1957 in St. Wolfgang, die von einer seltenen Innigkeit getragen war. Von den ehrenden Nachrufen am Grabe seien besonders die Worte des Landeshauptmannes Dr. Gleisner hervorgehoben. Dieser bezeichnete Benatzky als „den Troubadour des Salzkammergutes, der durch sein „Weißes Rößl" als liebenswertem Sendboten österreichischen Wesens den Weltruf Österreichs begründete", und dankte ihm dafür übers Grab hinaus. Der Bürgermeister Hödlmoser sprach tiefbewegt im Namen aller dem Ehrenbürger und Freund, dem großen Mäzen des Ortes, dem die Verehrung aller gehörte, den Dank der Gemeinde aus. Als der Sarg der Erde übergeben war, ertönte leise und getragen-klagend als Trauermarsch die Melodie vom „Weißen Rößl am Wolfgangsee". Es wirkte wie ein guter Einfall des unbekannten Regisseurs, daß mit dem letzten Tone des Liedes die Sonne hinter den nahen Berggipfeln verschwand. Ralph Benatzky war ein stiller, ruhiger Mensch. An die Öffentlichkeit trat er nur ungern, Reklame war ihm verhaßt. Im Gegensatz zu manchen anderen Künstlern war er ungemein bescheiden. Er hielt treu zur Familie und war in seinem Wesen sehr gütig. Wenn er repräsentieren mußte, war er Grandseigneur.
Zum Schlusse dieser „Erinnerungen" seien Ralph Benatzkys Worte aus einem seiner Lieblingslieder „Glocken der Liebe" zitiert:

„Glocken der Liebe! Ihr läutet den Abend ein!
Herz, du bist müde, nimmst Abschied vom Sonnenschein!"

Reminiscences of Ralph Benatzki / *(Synopsis)*

The composer and poet Ralph Benatzki died on 16th October, 1957, at Zurich, and according to his wish, was buried at St. Wolfgang, Austria, the place he had made famous all over the world by his "White Horse Inn". He had been born in 1884 at Mährich-Budwitz in a teacher's family, whose ancestors can be traced back to 1650 and before in Northern Bohemia where they had come from Bavaria. In this article his brother gives a detailed account of his life and career. He wrote more than 5000 songs, words and music, one of which his wife had to sing to old Emperor Francis Joseph on special request; for another great song ("Ich muß wieder einmal in Grinzing sein") he was honoured with a bronze tablet showing his portrait by the "Altwiener Bund"; in 1918 he wrote the song "Hundertausend Kinderhände" ("A hundred thousand children's hands" carry a dead soldier to Heaven), which made the French erect the Tomb of the Unknown Soldier and appoint him chevalier de la légion d' honneur. After his first wife's (Josma Selim's) death he turned to sterner stuff, but after he had married his second wife, the great hit, "The White Horse Inn", followed, then the most popular musical comedy in the world. At the end of the twenties he left Vienna for Berlin, in 1932 he became a resident of Thun, Switzerland, in 1937 he went to Hollywood entering a contract for 8 years; but he stayed in the USA for ten years owing to the war, returned to Switzerland in 1948 and passed his last years at Zurich. When he was buried at St. Wolfgang, Austria, the band played the "White Horse Inn" melody as a funeral march, and the Landeshauptmann praised him as an amiable ambassador of the Austrian mind.

Rudolf Quoika

Der Musiker Heinrich Rietsch

Zum 100. Geburtstag des sudetendeutschen Musikforschers und Komponisten

Heinrich Rietsch, geboren am 22. September 1860 in Falkenau a. d. Eger, war der Sohn eines Notars. 1870 bezog er das Gymnasium in Eger. Die Eindrücke der Gymnasialjahre waren sicher stärker, als man vermuten könnte, denn der junge Student war vor allem den romantischen Regungen gegenüber aufgeschlossen, die durch diese Goethe-Landschaft vermittelt wurden. So wuchs das Weltbild des jungen Musikers, der 1878 die Wiener Universität bezog, um die Rechte zu studieren. 1883, fast gleichzeitig mit der Promotion zum Dr. jur., trat Rietsch in den österreichischen Staatsdienst. Der neue Beruf bot Gelegenheit genug, sich zum Musikgelehrten zu bilden. Die musiktheoretische Literatur der Zeit hatte der junge Adept längst in sich aufgenommen, als er bei Robert Fuchs, Franz Krenn und Eusebius Mandyczewski das Studium der Komposition begann; daneben bezog er neuerlich die Wiener Universität, um bei Eduard Hanslick und Guido Adler Musikgeschichte und Aesthetik zu studieren. Beide Fächer gingen damals von der historischen Methode zur philologischen über, was in Wien praktisch hieß, daß die Führung an Adler überging, der damit sogar die Führung der deutschen Musikwissenschaft an sich brachte. Das war zugleich das Zeitalter des werdenden Musikforschers Rietsch. Mit dem Germanisten F. A. Mayer gab Rietsch die „Mondsee-Wiener Liederhandschrift" heraus und bearbeitete außerdem G. Muffats „Florilegium musicum" für die Neuausgabe in den Denkmälern der Tonkunst in Österreich, die unter der Leitung G. Adlers standen und führend in der Editionspraxis dieser Zeit waren.

Auf Grund dieser Erfolge erwarb Rietsch die venia docendi unter Dispens vom philosophischen Doktorat und konnte am 4. Feber 1895 seine Probevorlesung (G. Muffat und Ch. Martin Wieland) halten. Zugleich begann für die österreichische Musikwissenschaft ein neues Zeitalter, denn Hanslick verließ aus Altersgründen seinen Lehrstuhl, den Adler übernahm, und der Prager Katheder für Rietsch frei wurde. Allerdings konnte Professor Rietsch seine Prager Tätigkeit erst im Sommersemester 1900 aufnehmen. Damit begannen Jahre fleißiger Arbeit. Schon in den ersten Vorlesungen erstarkte der Plan einer musikwissenschaftlichen Universalität. Diese bezog auch das musiktheoretische Gebiet ein und gebar die Arbeit „Die Tonkunst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts" (Leipzig 1906); das Buch wies deutlich auf die Zweigeleisigkeit des Prager Forschers hin, der Forscher und Musiker zugleich war. Daß es darum ging, die Musikwissenschaft in ihren Grundzügen zu erschließen, neu zu formulieren und als logisches System darzustellen, beweist die Arbeit „Die Grund lagen der Tonkunst" (Leipzig 1907, 1918), die harmonische und rhythmische Elemente gleichermaßen entwickelt. Später wurde die Neuausgabe von Werken Muffats fortgesetzt und durch eine solche des „Concentus" von J. J. Fux ergänzt. Zur Textedition traten ausführliche Beiträge zur Biographie der einzelnen Mei-

ster, Würdigungen und eine ästhetische Wertung. Heinrich Rietsch bearbeitete zugleich ein Sondergebiet. Sein Buch „Die deutsche Liedweise" (Wien 1904) entwickelte die musikalische Liedeinkleidung und deren Systematik, wobei die alten Liederhandschriften (Mondsee-Wien; Lambach, Sterzig, Wiener Minnesänger Handschrift) die Grundlagen bildeten. Die Neuausgabe von Gesängen des „Frauenlob, Reinmar von Zweter und Alexander" (DTOe. Wien 1913) traten hinzu und verbreiterten die Gesamtbasis. Rietsch versuchte eine rhythmische Übertragung der nichtmensurierten Weisen, die auf einer Erweiterung der Modustheorie fußt. Gegen Hugo Riemann (Leipzig) wurde die Mensurierung eines Teiles der Lieder nachgewiesen und damit die Lehre von der ausschließlichen Neumierung des mittelalterlichen deutschen Kunstliedes erschüttert. Eine weitere Arbeit „Heinrich Isaac und das Innsbruck-Lied" mit dem erstmals aufgezeigten Stilmerkmal der „threnodischen Quart" konnte nur einem schöpferischen Geist gelingen, der allseitig an die Lösung der letztgotischen Musikprobleme heranging. Weitere Arbeiten zum deutschen Volkslied beweisen einen teilweisen instrumentalen Ursprung, den Unterschied zwischen älteren und neueren Weisen und die Bearbeitungsfrage älterer Tonsätze. Diese wissenschaftlichen Ergebnisse wirkten später auf die Erneuerungsbewegung im deutschen Volkslied und halfen nicht zuletzt der sogenannten Finkensteiner Bewegung.

Rietsch wäre kein echter Österreicher gewesen, hätte er sich nicht auch mit der Wiener Klassik beschäftigt; aus diesem Umkreis erwuchsen auch Probleme um die einheimische Musik, deren historische Betrachtung damals leider noch in den Kinderschuhen steckte. Die Musik der Gegenwart sah er dagegen im Sinne des entwickelnden Fortschritts, nicht als Avantgardismus, obzwar er sich selbst zu den Beiträgen der modernen Musik zählte. Wie sehr Rietsch an Lieblingsthemen und ästhetischen Betrachtungen hing, beweist sein Kolleg „Illusion und Opfer", das er immer wieder las und die Hörer fesselte. Hier fügte der Meister einen letzten Baustein in das Gefüge des traditionellen Turmes der Prager ästhetisch-psychologischen Richtung und wurde damit deren letzter Hüter.

Begabung und Erkenntnisse eines reichen Wissens bestimmen den Komponisten Rietsch; eine Vorliebe zur Mathematik, die juristische Bildung und eine Vorliebe zur deutschen Philologie gehörten als Unterbau zu dieser Arbeit. Diese Wissenszweige eröffneten dem Romantiker einen Sonderweg, der über die Musik in die Sprachwissenschaft führte und in Spezialstudien Ausdruck fand. „Musikalische Fachsprache und die Sprachreinigung" sowie der durch den Deutschen Sprachverein vertriebene „Aufruf an die deutschen Tonkünstler" gehören in dieses Gebiet. Mit einem gewissen Sarkasmus beargwöhnte Rietsch die überspitzte Ausdrucksweise der Musikschriftstellerei um 1926, wenn er das Konzept eines Aufsatzes mit folgender Sentenz eröffnete: „Wer einen Aufsatz ohne die Worte linear und Problem oder gar zusammengefaßt ohne das Problem der Linearität nicht genießen zu können vermeint, lasse diese Zeilen ungelesen." Dabei war Rietsch der Modernsten einer!

Der musikwissenschaftliche Beitrag des Professors ist ohne die Mitarbeit des Tonkünstlers fast undenkbar. Seine Mutter als erste Klavierlehrerin wußte etwas von der Poesie des Klavierspiels, und der Violinlehrer, der Falkenauer Erzdechant M. Pelleter, verband Gesetz und Praxis. In Wien wirkte die traditionsbedingte Lehre bei Fuchs und Krenn auf den jungen Systematiker ein, manches gab auch der Verkehr mit Anton Bruckner, das meiste quoll aber aus der eigenen Begabung, die 1885 ein

op. 1 gebar, „Neun Lieder" (Leipzig 1885), die die Liedkunst des Zeitgenossen Hugo Wolf vorwegnahm. Dieses Liedwerk, entwickelt aus romantischer Harmonik und trefflicher Sprachbehandlung, war ein Programm für das weitere Schaffen. Aus gleichem Geiste schuf Rietsch die Oper „Walter von der Vogelweide", die „Tauferer Serenade" und eine sinfonische Einleitung zu H. Eulenbergs „Münchhausen". Der Kammermusikspieler Rietsch bereicherte diese Gattung durch ein Klavierquartett, drei Streichquartette und Klavierstücke, Variationen für Orgel und Liederreihen. Dieses reiche kompositorische Schaffen kann kaum mit wenigen Worten umschrieben werden, immer trat es verfeinert auf und das bleibt sicher gültig, was Rietsch selbst an den Verleger Cotta schrieb: „(Ich darf darauf) hinweisen, daß ich in einem gewissen Sinne auch eine historische, d. i. nicht atonale Richtung vertrete, wenn ich auch bekenne, als modern gewertet zu werden." (11. Dezember 1926). Ungeachtet aller Kritiken, die den Meister als Modernisten ebenso verschrien wie als Epigonen, bleibt der Musiker Rietsch eine grundehrliche Figur auf der deutsch-böhmischen Musikbühne.

Rietsch, der kultivierte Mensch, war bewußter Deutschösterreicher, dem Musik und Volkstum eine Einheit war. Wiederholt trat er gegen Bestrebungen auf, fremdes Gut höher einzuschätzen und damit die Leistung einheimischer Könner zu beargwöhnen. Als Musikreferent der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft und Literatur" und als Obmann des Deutschen Kammermusikvereins in Prag konnte er viele junge Künstler fördern, ebenso als Kuratoriumsmitglied des Prager Konservatoriums und als Mitbegründer der Deutschen Musikakademie in Prag. Es ist von Interesse, daß Einsteins Neues Musiklexikon (Berlin 1926) Rietsch einen österreichischen Komponisten nennt, obzwar das Werk auch die Bezeichnung deutschböhmisch kennt. Nach 1919 erstrebte Rietsch um jeden Preis einen Lehrstuhl an der Wiener Universität und verteidigte dieses Anliegen sogar literarisch. Er sei kein fremder Einschub in Wien, schrieb er unter dem 12. Jänner 1919. Die politischen Aufsätze „Reichsdeutsche, Wiener und das tschechische Staatsrecht", „Autonomie" (1918) und „Tschechisches" unterbauen das völkische Bekenntnis des stillen Mannes, der seine Heimat wanken sah. Er war eben ein Kind des 19. Jahrhunderts, kannte den nationalen Kleinkrieg, lehnte es aber ab, ein Chauvinist zu sein.

Rietschens liberale Weltanschauung wurzelte in der Musik ebenso wie im deutschen Volk. Eine scharfblickende Klugheit und wissenschaftliche Erfahrung verlangte Rietsch auch von seinen Schülern, denen er ein väterlicher Freund war; einige davon erreichten den akademischen Lehrstuhl (Lach, Haas, Nettl), andere wurden Privatgelehrte (Veidl, Steinhard), Kritiker (Graf, Rychnobsky) oder Theaterpraktiker (Chitz, Nowak, Wessely). Als Rietsch 1927 zum Rektor Magnificus der alma atque antiquissima mater Pragensis erwählt wurde, war dieses Leben fast vollendet: es erlosch am 12. Dezember des gleichen Jahres.

Heinrich Rietsch gehört zu den Vätern der deutschen Musikwissenschaft. Als er einst gebeten wurde, eine kurze Selbstcharakteristik zu geben, prägte er folgenden Satz: „Welch anderes Ziel kann unser Wirken haben als die severa ars musica, wie sie in Brahms' Breslauer Doktordiplom heißt, überhaupt und insbesondere unter deutscher Führung zu erhalten, die von Bach bis Reger so viele stolze Namen zählt?" So umschließt gerade dieser Satz den ganzen Menschen Rietsch, den Forscher, den Musiker und den Deutschen.

WENZEL HOLLAR „Prag" (Stich)

PRAGA.
Prag.

Josef Preussler

Der Dichter des Isergebirges

Gustav Leutelt zum 100. Geburtstage am 21. September 1960

Als wir als junge Menschen uns das Isergebirge zu erwandern begannen, wirkte die zu dieser Zeit (1906) bei S. Fischer in Berlin erschienene Erzählung *„Die Könighäuser"* von Gustav Leutelt auf uns gleich einer Offenbarung. Wir standen noch im Banne von Theodor Storm, Gottfried Keller, Adalbert Stifter, liebten aber auch Jens Peter Jacobsen und die Selma Lagerlöf, und erlebten beglückt, wie aus unmittelbarer Nähe, vom Nordfuße des Riesengebirges die Werke der Brüder Carl und Gerhart Hauptmann, sowie die gedankenschwerbefrachteten grüblerischen Erzählungen Hermann Stehrs Boden gewannen.

Und nun spürten wir einen Dichter mitten in unserer Landschaft. Wir sammelten auch seine früheren Schriften in Jahrbüchern und Monatsblättern, um sie immer bei uns zu haben. So wie uns die Gemälde W. F. *Jägers* die Augen für die Eigenart unserer Bergwälder öffneten, machte uns der Dichter die Seele empfänglich für das Wesen der Menschen und für ihre Geschicke, die niemals weitausgreifend die Welt umgestalten wollten, aber den „engen Kreis der Heimat" als Erlebnisland mit allen Höhen und Tiefen des menschlichen Herzens erfüllten. Ein Besonderer erfaßte unsere Heimat mit all ihrem Sein und Werden und war bestrebt, in seinem Werk ein Stück der Schöpfung nachzubilden.

Nicht jedes Jahr überraschte er uns mit einer neuen Gabe. Das *„Zweite Gesicht"* brachte er erst als Fünfziger heraus. Seine Werke wuchsen bedächtig und — selbstverständlich wie die Waldbäume auf unseren Bergen. Jedesmal vergingen mehrere Jahre, ehe ein neues Buch erschien, als wüßte der Dichter, daß ihm ein hohes Alter zugemessen sei, gleich seinem Urahn, dem Wunderdoktor Johann Joseph Anton Eleazar Kittel, den er selbst nach seinem eigenen Fünfundsiebziger beschwor.

Nach 1936, als mit Unterstützung der *Leutelt-Gesellschaft* die *„Gesammelten Werke"* Gustav Leutelts bei Adam *Krafft*, damals Karlsbad-Drahowitz, erschienen, werteten wir — Robert Herzog, Leutelts Biograph und ich — diese dichterische Leistung als das Kostbarste unserer Heimat. Plötzlich stellte sich mir vor das Gebirge das vergeistigte Antlitz des Dichters, so wie es Rudolf Karasek in seine Radierung eingerissen hatte, und ich sagte: „Sollte einmal durch ein Verhängnis unsere Heimat versinken oder von Grund auf geändert werden, dann wird Gustav Leutelts Werk von ihr und ihren Menschen Zeugnis ablegen!"

Nach dem Entsetzen von 1945 habe ich mich oft dieser Stunde erinnern müssen. Anders, als wir es jemals ahnen konnten, ward uns die Heimat entrissen. Wohl fanden sich ihre Menschen in vielen Teilen Deutschlands (Neu-Gablonz bei Kaufbeuren, Fichtelgebirge, Hessen, Allgäu) und auch in Österreich zusammen und schufen sich Lebensgrundlagen nach heimatlicher Art, wobei sie die kulturellen Bestrebungen von daheim fortsetzten. Selbst die Leutelt-Gesellschaft ist auf Drängen Julius *Streits* wieder erstanden.

Aber der unmittelbare Zusammenklang zwischen Menschen und Heimat, aus dem ihnen tragende Kräfte zuwuchsen, ist vernichtet. Ein anderer Menschenschlag wird erstehen. An dieser Wende schlägt Leutelts Dichtung die Urkunde für das ehemalige Isergebirge auf. Jede Zeile darin ist ihm gewidmet.

Aller Jahrmarktsrummel heutigen und unwürdigen Literaturbetriebes wird wieder einmal von wahrhafter Dichtung zur Seite geschoben werden. Er ist oft eine recht fragwürdige Berichterstattung. Dichtung aber beruht auf Gestaltung und Bewältigung der Welt, ist Nachbildung der göttlichen Schöpfung mit den Mitteln des Wortes, Deutung des Lebenssinnes, Aufdecken einer sittlichen Ordnung, Erwecken zu einem Tun auf höherer Ebene. Dichtung verwirrt nicht, sondern entwirrt. Solchem Blick wird Gustav Leutelts Lebensleistung getrost standhalten.

Schlicht und natürlich, oft ganz einfach im Ausdruck, besonders, sobald er die Welt aus der Sicht des Isergebirgsmenschen anspricht und seine Umgebung durch dessen Sinne wahrnehmen läßt. Da verrät sich — aber nur verhalten — die Nähe der naturalistischen Strömung, die jenseits des Isergebirges herüberreicht, und doch ist die Verwandtschaft eher zur irrealen Welt Carl Hauptmanns offenkundiger als zur unbedingten Wirklichkeitstreue seines Bruders Gerhart. Leutelts altösterreichisch-feine Zurückhaltung und Behutsamkeit greift höchstens zur realen Darstellung. Österreichisch ist auch seine Achtung vor dem Überkommenen, der Überlieferung. Und in dieser Haltung wäre vielleicht die oft mißdeutete Nähe Adalbert Stifters zu finden. Leutelts Gestalten kennen keine Überstürzung, keine Auflehnung. Wo sie aber wider Gewachsenes aufbegehrten, übereilt und gewaltsam umformen wollen, zerstören sie ihr Werk und sich selbst. Seine zuchtvolle Ordnung, die straffe Form kennen kein überflüssiges Rankenwerk, keinen Überschwang der Gefühle.

„Meine Bücher schreibe ich im Gehen" scherzte er einmal und meinte damit er forme beim Hin- und Herwandeln in seiner Arbeitsstube Satz um Satz so geprägt, daß er sie mit seinen klaren, durchziselierten Zügen, die an den sicheren Schliff der Glasgravierkunst mahnen, auf dem Papier festhielt. Sehr selten brauchte er eine Änderung einzufügen. Die abgewogene Ausdrucksweise machte auch Dämmeriges und Geheimnisvolles sichtbar, selbst wo er mehr Ahnung schenken muß als Aussage. Die meisterhaften Naturschilderungen nehmen einen breiten Raum in seinen erzählenden Werken ein, aber sie sind niemals gegenständliche Beschreibungen Stifterscher Art, sondern bereiten Entwicklungen in der Handlung vor, spiegeln Vorgänge im Innern der Seele.

Wo findet sich gleich ein anderer Dichter, der sein gesamtes Lebenswerk einer einzigen und scheinbar abgelegenen Welt widmet und doch alle ihre Einzelheiten zu einer Gesamtschau zusammenschließt? Fast systematisch, einem Wissenschaftler gleich, wundersam und methodisch-planvoll baute er an seiner einmal erkannten Aufgabe. Wohl hatte er zu Beginn in der Art der Volkserzähler seltsame Begebnisse oder merkwürdige Schicksale festgehalten (Der arme Georg — Der Holzteufel — Der Spielfranz u. a.), sie jedoch später seinen „Gesammelten Werken" ferngehalten. Nur die „Glasschleifer", auch unter dem Titel „Brüder" bekannt, hielten seiner strengen Selbstbeurteilung stand.

Nun drängte er allen sogenannten „dichterischen Ehrgeiz" entschieden beiseite und verfuhr wie ein Handwerker, schuf sich auch thematisch die Grundlagen für seine Dichtung. Als Sohn des Oberlehrers Michael Leutelt, der seinen Mitbürgern hilfreich

beistand, hatte er von Kindheit an die Menschen in ihren Freuden und Nöten kennen gelernt und gemerkt, daß sie nicht nur Geschöpfe des Blutes sind, sondern auch ihrer Umgebung. Darum suchte er zunächst die Landschaft zu erfassen. Seine „Schilderungen aus dem Isergebirge" bieten eine wechselvolle Schau aller Jahreszeiten mit aufgesetzten kleinen Erlebnislichtern. Zu dieser Art kehrte er 1928 noch einmal zurück. Im „Buch vom Walde" dankte er dem altvertrauten Freunde und Tröster. Seine Prosa klingt hier durchaus lyrisch. Gedichte seiner Jugend hat er vernichtet.

Früh forschte er altem Sagengute nach und widmete sich der Volkskunde. Im Ortsmuseum zu Unter-Maxdorf trug er Zeugnisse zur Geschichte und Welt des Glases im Oberen Kamnitztale zusammen. Selbst „Faust's Höllenzwang" war darunter. Aus eigenem Besitz steuerte er Bildnisse der Vorfahren bei.

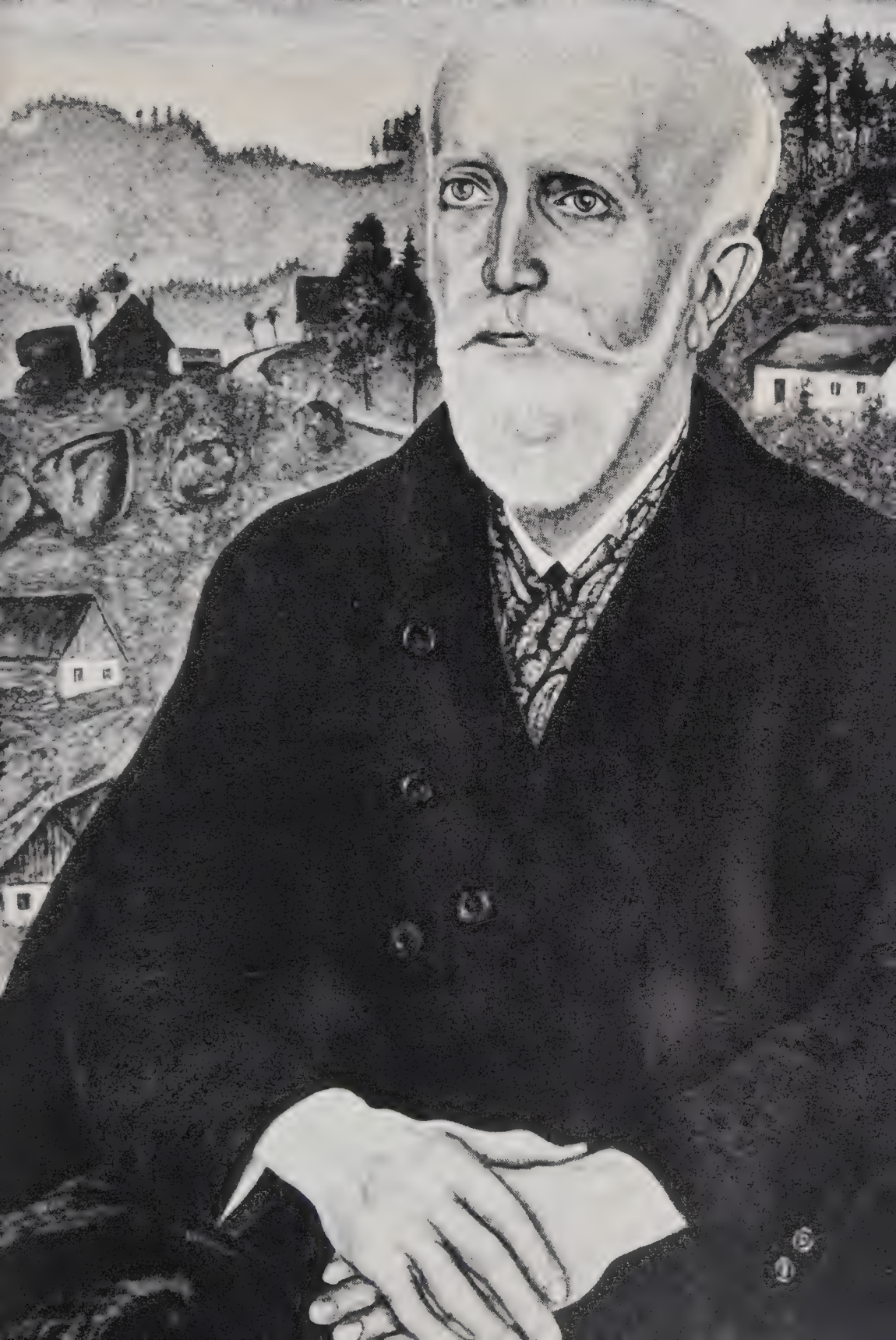
Das Isergebirge rief ihn selbst an. „Die Idee zu den Könighäusern flog mich bei einem Abendspaziergange an. Jenseits des Tales flammten am Friedrichswalder Kamme abendliche Lichter auf. Plötzlich stand vor mir das Bild zweier Bauern, die im Nebel aneinander vorbeischlichen, um sich gegenseitig in wildem Haß die Höfe anzuzünden. Dies Motiv ist dann der Ausgangspunkt der ganzen Erzählung geworden." Aber auch die *„Könighäuser"* sind nicht eine Bauerngeschichte allein. Schon hier ist das ganze Isergebirge mit eingefangen, von seiner gegenständlichen Sicht bis zum unheimlichen und schwerdeutbaren Schrei des unheilverkündenden Dornstweibes. Ein Werk aus einem Guß. Keine künstliche Nahtstelle. Unglaublich folgerichtige Verknüpfung!

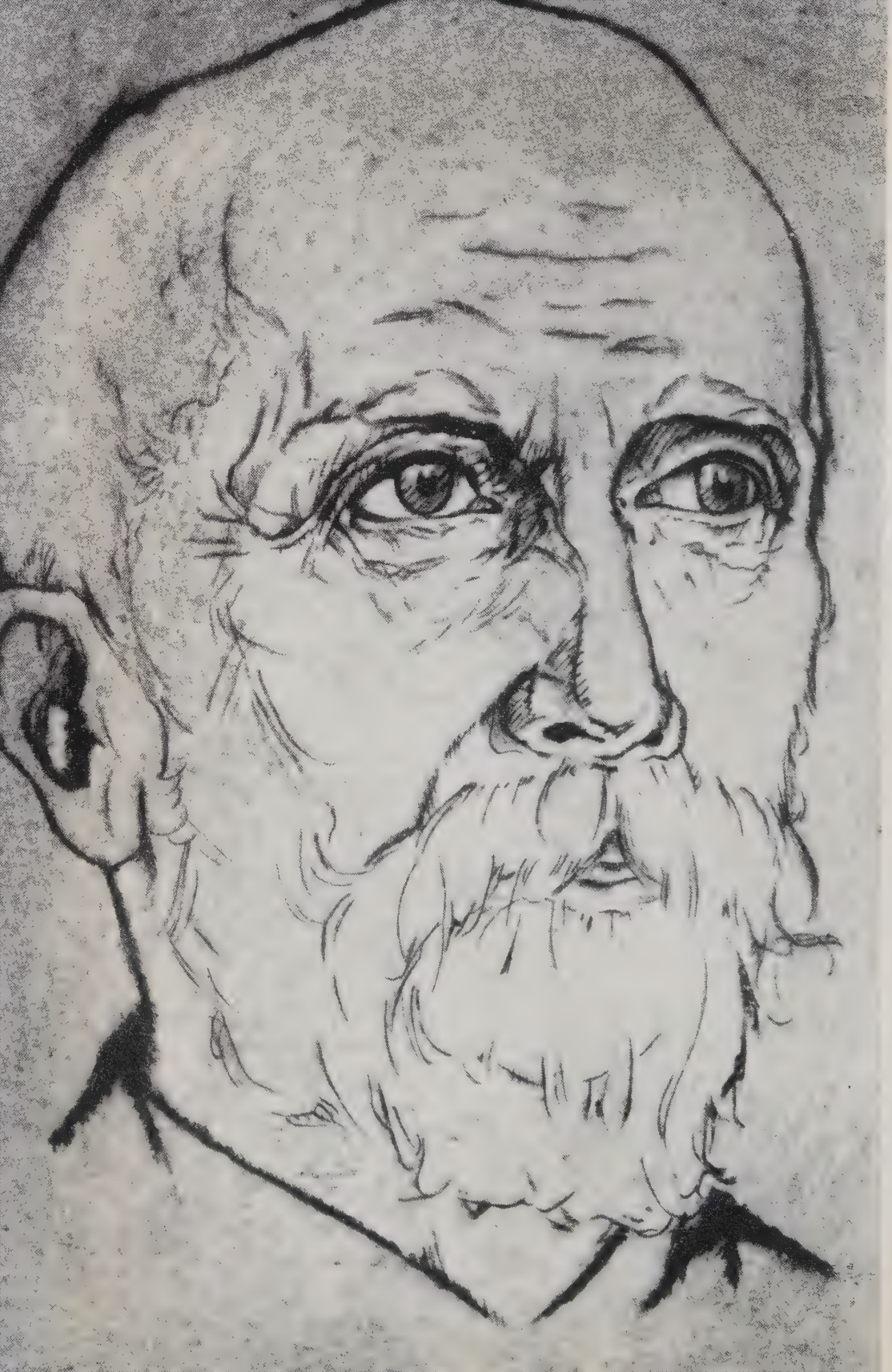
Diese „Könighäuser" haben das Isergebirge in die Literatur eingeführt. Frühere Vorläufer haben kein Gewicht. Der Reichenberger Dr. Wilhelm *Gärtner,* ein Freund Friedrich Hebbels, holte 1845 Haindorf und Wittighaus in seine Novelle „Bruder Martin" herein, bewältigte jedoch damit das Isergebirge nicht. Noch einmal, vor ungefähr hundert Jahren, wo Reisebeschreibungen es unwirtlich, rauh, weglos und wild schalten, meldete es sich in dem Roman *„Die Raubjäger des Isergebirges"* eines ungenannten Verfassers. Die Aufmachung (kolorierte Stiche der Anstalt Gustav Kühn in Neu-Ruppin) rückten das Buch in die Nähe der Schauergeschichten eines Christian Heinrich Spieß, obwohl sich der Erzähler der Gewalt des Abseitigen im Leben und Treiben des „Großen Junkers", der eine gefürchtete Wildschützenhorde an der Großen Iser führte, nicht ganz entziehen konnte. Aber dieser Ansatz wurde nie beachtet und ging verloren.

Erst Gustav Leutelt hat das Isergebirge in seiner Fülle und Gewalt erfaßt. Nie hätte es sich einem Sonntagsspaziergänger erschlossen. Es forderte Hingabe und innigste Vertrautheit mit Wäldern, Mooren, brausenden Bächen, Felseneinsamkeiten und vor allem mit den Menschen dieser kargen Scholle, wie sie ein einzelnes Leben oft nicht erringen kann, wenn es nicht die Erfahrung der Vorfahren mitbekommt, weshalb hier manches noch von Leutelts Ahnen zu erzählen wäre . . .

Nach den „Könighäusern" folgte die Reihe der Werke fast dem kulturgeschichtlichen Ablauf im Isergebirge. Vom Bauerndasein wandte er sich städtischer Welt zu und hier einer gezeichneten, einer überfeinerten Seele. Schon lange Jahre hatte er sich mit der Totenchristnacht von Gablonz beschäftigt, aber zugewartet, bis das Werk endgültig und vollreif war. Es erschien 1911 als *„Das zweite Gesicht"*. Und wie er den Wald, wie er das Aufkeimen der Bauernfeindschaft in allen Einzelheiten zeichnete, legte er nun das Innenleben eines Mannes bloß, der mit unglücklicher Gabe den Tod

ARTHUR RESSEL „Gustav Leutelt" (Ölgemälde)





geliebter Menschen vorauszusehen gezwungen ist. Kein Seelenkundler hätte die einzelnen Entwicklungsstufen besser darzustellen vermocht.
Der Erste Weltkrieg lieh Muße nur für kleinere Arbeiten. Aber in dieser Zeit ergriff ihn die Magie des Glases. Doch wurde kein Zaubermärchen daraus. Er hatte in seinen Begegnungen zu viel der realen Wirklichkeit, der Not, der sozialen Unzulänglichkeit gesehen und empfunden, so daß er die Probleme zwischen aufkeimender Industrie und alter Hantierung merkte und nach einem weiter weisenden Wege suchte. Wie sein Freund Dr. Karl R. Fischer aus seiner Erforschung der heimischen Glasgeschichte zu praktischen Folgerungen kam, versuchte Leutelt Lösungsvorschläge dichterisch aufzuzeigen: *„Hüttenheimat"* (1919). Und als die Dammbruchkatastrophe an der Weißen Desse ihn zum Romane *„Der Glaswald"* (1925) anregte, blieb er nicht in der Vernichtung stecken, sondern suchte auch hier rettende Hilfe, die aus der Wohlfahrt des Volkes zum Wohle der ganzen Menschheit führt.
Neben der großen Gesamtschau vergaß er die Einzelnen nicht und vereinigte in der Novellensammlung *„Bilder aus dem Leben der Glasarbeiter"* (1929) allerlei Kreuz und Bedrängnis im Geschick der Glasmacher, Brenner, Drücker, Schleifer, Perlenbläserinnen, Einzieher. Selbst Streikbrecher und Vagabund halfen den Kreis zu vervollständigen.
Die gegenständliche Welt des Isergebirges, wie sie sich den Sinnen darbietet, schien damit bezwungen und eingefangen. Aber jenseits von ihr wartete, raunte und irrlichterte die hintergründige Sage. Schon 1903 hatte er volksmäßig die Geschichten um den *„Brechschmied"* gesammelt und erzählt. Damals wich er von der Meinung der Erzähler nicht ab. Doch im Verlauf der Jahrzehnte mag sich ihm Meister Andreas Kuntze immer mehr als der geltungsversessene Gegenspieler des Wunderdoktors Kittel gezeigt haben. Und so verknüpfte er diesen Stoff mit den Geschichten um die Venediger Männer, die als Walen in allen Mittelgebirgen Europas Schätzen und Edelsteinen nachspürten und auch das Isergebirge heimsuchten. Den Brechschmied wähnt das Volk im Bunde mit dem Bösen und webt ihm ein Sagengewand. Dies stellte nun Leutelt keinesfalls fertig zur Schau, sondern zeigte sein Werden aus Volks- und Aberglauben, aus Zufall, Geschwätz, Gerücht, Wichtigtuerei und bewußter Irreführung. Es ist eine meisterhafte und geradezu volkspsychologische Darstellung.
Im Erscheinungsjahre des „Brechschmieds" (1934) starb Leutelts bester Freund und eifrigster Förderer: Dr. h. c. Karl R. *Fischer,* Bürgermeister von Gablonz. Diesem hatte der Dichter versprochen, den Sagenkreis um den Wunderdoktor Kittel unangetastet zu lassen, weil der Freund sich ihn vorbehalten hatte. Zuletzt waren die Kittelsagen 1894 von Friedrich *Maschek,* der in seinen *„Geschichten aus dem Isergebirge"* auch Leutelts Erstlinge eingefangen hatte, mit allzuviel romantischer Verbrämung veröffentlicht worden. Fischer ging der wahren Volksüberlieferung nach und brachte sie 1923 in einem Heft an die Öffentlichkeit. Eine dichterische Formung hatte der Freund, der sich auch in volksnahen Erzählungen (Die Rieger-Marianne — Der Kreidepunkt) versucht hatte, wohl kaum beabsichtigt. Trotzdem hielt Leutelt sein Versprechen. Erst um 1940 legte er seine Erzählung „Doktor Kittel" vor. Nur das Anfangskapitel ließ in seiner breiten Art und innerlichen Ausgewogenheit ahnen, was aus diesem Stoff in des Dichters rüstigen Schaffensjahren gekeimt wäre. Die angereihten Kurzkapitel legen nur den Faden hin. Auch diesmal sollte es kein Volksgefabel

RUDOLF KARASEK „Gustav Leutelt" (Radierung)

werden, sondern das Wahrscheinliche zu ergründen versuchen. Uns bleibt der sagenumkränzte Wunderdoktor Kittel für alle Zeiten die edelste, von tätigster Menschenliebe und Hilfsbereitschaft erfüllte Gestalt des Isergebirges. Und es berührt uns wundersam, wenn wir bedenken, daß Johann Wolfgang von Goethe, wenn er auf seiner schlesischen Reise durchs Isergebirge gekommen wäre, hier einen bereits weise gewordenen Bruder seines Faust angetroffen hätte.

So ist auch Gustav Leutelts letzte große Erkenntnis die Liebe zum Nächsten, in die alles Menschenleben ausmündet. Wie mag er den Haß des Jahres 1945 ertragen und erlitten haben! Fern der über alles geliebten Heimat ist er am 17. Februar 1947 in Seefelden bei Gotha zum ewigen Frieden heimgegangen, bis zum letzten Augenblicke von seiner Gattin betreut, die ebenfalls aus der Familie der Kittel stammte und mit ihm den Verlust des einzigen Sohnes betrauerte, der auf Rußlands blutgetränkter Erde blieb.

Leutelts Gesamtwerk ist vor einigen Jahren in zwei stattlichen Bänden, die auch die Alters-Schöpfungen enthalten, im Verlage Adam Kraft, Augsburg, neu erschienen. Noch mehr als in der Heimat ist es uns ein teures Vermächtnis, das nicht nur die Isergebirgler, sondern jeden Sudetendeutschen, ja Deutschen angeht, denn an der Wertung dieser Dichtung, die in Haltung und Gestaltung über die ehemalige Heimat hinauswächst, bleibt sie ein Prüfstein für jeden, ob er das Echte vom Unechten zu unterscheiden versteht.

Josef Schneider

BÖHMISCHES SONETT

Auf vielen windumhauchten Wanderwegen
Sucht' ich des Landes Herz und Heimat mir
Und brachte dir mein eigenes entgegen.
So fand ich dich, so zogst du mich zu dir.

Wie Träume uns im Innersten erregen
Und tief beglücken, so erfuhr ich dich,
Mein Böhmerland, und reich war stets dein Segen:
Verschenktest Berg und Tal und Strom an mich.

Die Saatgefilde und die Rebenhänge
Umrauschten Wälder aus geliebter Ferne,
Uralter Berge ewige Gesänge.

Das Glück ist nahe und hier wohnt man gerne,
Und alle Sehnsucht findet tiefe Klänge.
Zur Nacht erblüht ein Himmel voller Sterne.

Bruno Schier

Vom böhmischen Isergebirge und seiner Erschließung

Häufiger als je zuvor schweiften gerade in den letzten Monaten meine Gedanken zu den Iserbergen zurück, die als westlicher Flügel des Riesengebirges mit ihren unermeßlichen Wäldern und Hochmooren einen der herbsten und einsamsten, aber auch geheimnisvollsten und sagenreichsten Abschnitte der gebirgigen Umwallung Böhmens bilden. Vor allem tritt der hohe Iserkamm, die Hauptkette der Iserwaldberge immer wieder vor mein geistiges Auge: Als blau dämmernder, sanft geschwungener Höhenzug steigt er aus schlesischen Fluren herauf und taucht in böhmische Gefilde hinab. Er wird von der Tafelfichte, einem wuchtigen Bergrücken von 1122 m Seehöhe bekrönt, von welchem sich dem Wanderer ein unvergeßlicher Rundblick über das Meer der Isergebirgswälder auf die gesegneten Fluren Schlesiens, der Lausitz und Böhmens bietet. Der Berg bezeichnet von alters her die Grenze dieser drei Länder und einer Tafel, die diese Tatsache seit dem Beginn des 17. Jh. festhielt, verdankt er seinen merkwürdigen Namen.

Die Aussicht von dieser Gipfelhöhe steht in Größe und Mannigfaltigkeit des Gesichtsfeldes dem Panorama von der Schneekoppe kaum nach: Der trunkene Blick schweift über eine nicht enden wollende Kette von Bergkuppen, über die, Welle auf Welle, der dunkelgrüne Samt der Fichten-, Tannen- und Buchenwälder gebreitet ist. Nur auf den höchsten Punkten des Hohen, Mittleren und Welschen Iserkammes wird das Waldkleid von Härtlingen überragt, die wie Felsdiademe die Gipfel krönen. Auch der Käulige Berg im Mittelpunkte unseres Blickfeldes trägt eine solche Felsgruppe; rechts im Hintergrunde liegt das lange Massiv der Vogelkoppe, des Taubenhauses und des Schwarzen Berges, welches die Wasserscheide zwischen Oder und Elbe bildet; links vom Käuligen Berg thront der Sieghübel, der noch im 18. Jh. nach seiner Felsenkrone der „Siebengiebelstein" hieß. Weiter links tritt der Basaltkegel des Buchberges in unseren Gesichtskreis, an dessen Fuß sich die Hütten von Klein-Iser schmiegen. Noch weiter östlich liegt inmitten einer leuchtenden Rodungsinsel Groß-Iser, dessen Hausdächer silbrig in der Mittagssonne glänzen. Das alles umwogende Wäldermeer aber wird ganz im Osten gleich einem fernen Felsgestade von den kahlen Häuptern des Riesengebirgskammes umsäumt.

Der nahe Gipfel des Käuligen Berges lädt uns ein, von seiner Höhe herab noch einen Blick in die Täler zu werfen. Unter dem Steilabsturz seiner Trümmermassen beginnt nach Westen die lebensvoll grünende Flur des Wittigtales, durch das unser Auge bis zu dem mittelalterlichen Turm Indica des Friedländer Schlosses schweift. An klaren Tagen reicht die Sicht sogar bis zum Zittauer Hochwald und zur Görlitzer Landeskrone hin. Die Bergkämme mit den Schroffen der Mittagssteine, der Hainskirche und des Nußsteines säumen gegen Westen das breite Talband der Wittig, während rechts der Kalmrich, ein Ausläufer der Tafelfichte, das niedere Gefilde beschließt. Zauberisch

schön schwellen beiderseits Buchenwaldwogen über die Hänge, und ganz im Osten umschließt wieder die kahle Riesengebirgsmauer das Berg- und Talgewoge der Iserwälder.

Unser Erinnerungsbild vom Landschaftscharakter des Isergebirges bliebe unvollständig, wenn wir nicht auch der Hochmoore gedächten, die zu beiden Seiten der Landesgrenze, vor allem als Kleine und Große Iserwiese ein Areal von ungefähr 2000 Hektar erfüllen. Bis an den Rand der spärlichen Fußwege heran reicht hier der unheimliche Moorpfuhl mit seinem düsteren Schweigen. Nur schwarzgrüne Flecke üppiger Knieholzbüsche beleben die fahlfarbene Weite. Wie kraftstrotzende, verschlungene Schlangenweiber recken sie ihre Verästelungen aus der Moortiefe auf und züngeln drohend bis zum Fuße des eindringenden Wanderers. Mit dem Knieholzgerank untermischt, wuchern Zwergwacholder im Moorgrunde; auch kümmernde Knüppelbirken suchen die stumme Gesellschaft des Moorgesträuchs. Zwischen schwarzbraunen Tümpeln und dunkelgrünem Buschgewirr bilden gelbliche, rotbraune und weißgraue Moospolster trügerische Hügel und Gänge. Dazwischen sprießen allenthalben magere Gräser, Seggen und Binsen oder die Kräuter der roten Moos- und blauen Tränkelbeere. Wer sich in diese seltsam schwermütigen Moorstimmungen des Isergebirges hineintasten will, den darf das unheimliche Glucksen und Gurgeln unter seinen Füßen nicht stören, noch soll er vor dem wiederholten Einsinken im schwammigen Moorgrunde zurückschrecken; wohl behütet bleibt der Wanderer, der sich bei seinen Entdeckungsfahrten im Bergmoor den Fährten des Hochwildes anvertraut.

Noch schauerlich schöner als auf der großen Iserwiese wirkt das Hochmoor in dem schwer zugänglichen Gebiete der „Schwarzen Teiche“ und der „Schönen Wiese“, die man, dem Auerhahnsteig folgend, über die „Sauere Ebene“ oder vom Wittighaus aus erreicht. Hier ist das Moor noch höher getafelt, hier greift das Knieholzgeschlänge noch wilder um sich und hier glänzen die Moortümpel noch unheimlicher. Schwammige Moospolster mit rötlichem Scheine sind oft unser einziger Stand und schließlich gebietet ein ganzer Sperrgürtel düsterer Moorlachen jedem weiteren Vordringen halt. Wie unheimliche Augen einer abgrundschaurigen Zaubermacht starren sie uns an und lassen uns vor der grausigen Schönheit dieser unberührten Naturlandschaft erschauern. Diese Unheimlichkeit der Hochmoore und die Unermeßlichkeit der Hochwälder gibt dem herben Land an der Hohen Iser sein eigentümliches Gepräge.

Trotz seines urlandschaftlichen Charakters und seiner schweren Zugänglichkeit übte das Isergebirge frühzeitig eine starke Anziehungskraft auf die Menschen des Umlandes aus. Dabei wirkte weder die Naturschönheit noch der Reichtum der Wälder, sondern die sagenhafte Kunde von den Edelsteinen der Iserwiesen als Magnet. Bereits um 1500 ließen die Herren von Biberstein als Besitzer der Herrschaft Friedland auf der Kleinen Iserwiese nach edlen Steinen und Metallen waschen und schürfen; der Ernst ihrer Bemühungen geht aus der Anordnung hervor, daß unbefugte Tätigkeit Fremder in diesem Bereiche mit der grausamen Strafe der Blendung gesühnt werde. Das Gerücht von den Schätzen der Iserwiese fand bereits nach wenigen Jahrzehnten in den Schriften humanistischer Gelehrter seinen Niederschlag. Nach Kaspar Schwenckfeld (1489 - 1561), Nikolaus Henel (1582 - 1656) und Bohuslav Balbin (1621 - 1688) wurden auf der Kleinen Iserwiese *Achates, Adamates, Aetices, Amethysti, Carbunculi, Carnioli, Crystallei, Hyacinthi, Jaspites, Magnes, Onychites, Rubini, Saphiri, Sardonices, Topazii und Turchesia* gefunden.

Kaiser Rudolf II. (1576 - 1612), welcher von seinen Zeitgenossen als *maximus admirator et amator gemmarum* verehrt wurde, sandte seinen Gemmarius, den Leibarzt Anselmus Boetius de Boot, in unser Gebiet, der die Ergebnisse seiner Reise in der Historia gemmarum et lapidum, Hannover 1609, verwertete. In Bekundung seines besonderen Interesses für die Iserwiese erteilte Rudolf II. mehreren Edelsteinsuchern das Recht, unter seinem Schutze in den Iserbergen zu waschen und zu schürfen. Auch Albrecht Herzog von Wallenstein (1583 - 1634) ließ durch bergverständige Italiener, sog. Walen, das Gebirge durchsuchen. Nach einer „Beschreibung der Iser" im Friedländer Schloßarchiv wurden dabei Saphire, Amethyste und Goldkörner, sowie Rubine, Smaragde und Türkisen gefunden. Diese „Walen und Termierer, vagierenden Wünschelrutengänger und Zirkelsteller" trugen die Kunde vom Reichtum der Iserwiese in alle Welt. Seit dem 17. Jh. wird sie in allen Walenwegweisern als ein besonders ergiebiger Fundplatz für Edelsteine genannt. Neben den beiden Flurnamen „Saphirflößl" und „Welscher Kamm" erinnern auf der Iserwiese zahlreiche Erdgruben an die Tätigkeit der Walen; die volkstümliche Überlieferung hält ihr Andenken in vielen Walensagen fest, von denen eine besonders gehaltvolle hier angeführt sei:

„In Neustadt unter der Tafelfichte haben Welsche sehr lange nach Gold gesucht. Sie fanden auch das Goldhörndl und gruben einen Stollen, bis sie auf eine Goldader trafen, so stark wie eine Wagendeichsel, die bis nach Neustadt ziehen soll. Aber die haben sie nicht gehoben. Sie ist erst einem Menschen beschieden, der stets bereit sein wird, den Armen zu helfen. Sobald er zum Manne heranreift, entsteht ein Krieg zwischen den Armen und den Reichen. Jener wird auf der Seite der Armen stehen und nach dem Kampfe als Sieger sein weißes Roß aus dem Goldborn tränken. Dabei wird es mit seinen Hufen die Goldader zutage fördern, und eine gesegnete Zeit wird beginnen."

Wenn auch die moderne Wissenschaft die Glaubwürdigkeit der Walenberichte durch den Nachweis von 32 verschiedenen Mineralien und Metallen in den Ablagerungen der Iser nachweisen konnte, so haben doch nicht die gleißenden Edelsteine der sagenumwobenen Iserwiese, sondern die weiten Wälder mit ihren unerschöpflichen Rohstoffen den Bewohnern des Isergebirges Leben und Nahrung geschenkt. Diese Erkenntnis hat bereits am Ausgang des 18. Jh. ein Friedländischer Herrschaftsamtmann zu Papier gebracht, wenn er die heimischen Waldungen als einen „unversiegbar ergiebigen Quell" bezeichnete, in welchem „die Natur ihren wohltätigen Einfluß auf die Erhaltung des Menschengeschlechts" zeige; durch sie werde „vielen tausend Händen ein gedeihlicher Erwerb verschafft und ein blühender Wohlstand für die ärmeren Volksklassen begründet;" „von ihm können sich viel tausend Taglöhner, Holzfäller, Holzspalter und derlei angestrengte Schwerarbeiter ernähren."

Die Zahl der vom Walde lebenden Berufe war früher weit größer als heute; im Bewußtsein einer Waldbevölkerung lebt die Zuversicht, daß der Allernährer Wald niemanden untergehen läßt, der sich ihm anvertraut. In der Friedländer Amtsinstruktion für den Hofjäger vom Jahre 1699 werden neben den offiziellen Waldbetreuern, den Förstern, Hegern und Jägern samt ihren Gehilfen, das große Heer der kleinen Waldleute, der Holzfäller und Holzspalter, der Holzrücker und Holzflößer, der Holzklauber und Laubstreifer, der Kohlen- und Aschenbrenner, der Pechhauer und Teerbrenner, der Schindel- und Löffelmacher genannt. Zu den zahlreichen Holzschnitzern, Bastlern und Gelegenheitsarbeitern der Gebirgssiedlungen gesellen sich im Tale noch die vielen Zimmerleute, Tischler, Wagner, Drechsler, Felgenhauer, Binder,

Siebmacher, Pfeifner, Spillenmacher, Kammbeschläger, Holzbahrner und Korbflechter. Ihre Zahl nahm nach herrschaftlicher Meinung in so erschreckendem Maße zu, daß man um die Zukunft des Waldes zu bangen begann. Aus obrigkeitlicher Sicht wurde das Wort von den „Waldverderbern" geprägt, und der Friedländer Burggraf stellt 1735 den Antrag, „künftighin nicht mehr zu erlauben, neue Häuseln in den Gebirgsdörfern aufzubauen, damit solche Holzarbeiter, obschon nicht abnehmen, so doch nicht mehr zunehmen möchten."

Der Mangel an Raum verbietet es uns leider, auf die urverbundene Tätigkeit dieser Waldleute näher einzugehen; auch von der Bedeutung des Waldes als Tummelplatz des Wildes kann nicht weiter die Rede sein. Wohl aber ist zu betonen, daß die an Umfang und Stärke gewinnenden Versuche zur wirtschaftlichen Nutzung seines Holzreichtums die endgültige Erschließung des Hochgebirges herbeiführten. Erst nach der Anlage eines ausreichenden Wegenetzes war man imstande, diese Schatzkammer zu nutzen. Bis tief in das 18. Jh. hinein wurde der Besuch der Hochgebirgswälder als Last empfunden; er blieb Aschenbrennern und Pechhauern, Köhlern und Edelsteinsuchern überlassen. Erst als in den niederen Forsten Holzmangel drohte, suchte man die Gebirgswälder dem wirtschaftlichen Abbau zu erschließen. Seit 1732 beginnt man, sich durch ausführliche Waldbeschreibungen ein genaues Bild von den Hochgebirgsrevieren und ihren Holzarten zu verschaffen und legte eingehende Pläne für den Ausbau geeigneter Wirtschaftswege vor. Doch noch im Jahre 1796 wird das Herz des Waldgebirges, Klein-Iser mit dem Buchberg, sowie „das ganze böhmisch-friedländische Isergebirge als pure Wildnis" bezeichnet. Es führen von hier zwar mehrere Wege nach Schlesien, Sachsen und Böhmen; doch kann das Gebirge an einem Tage unmöglich überstiegen werden, weil keine Reitpfade, sondern nur „schmale Fußsteige" vorhanden sind, die von „hocketragenden Leuten" benutzt werden. Wie diese Fußsteige aussehen, beschreibt uns in dem gleichen Jahre 1796 ein unbekannter Reisender aus Prag, der feststellt: „Hinter Weißbach fing ein wirklich ganz abscheulicher Weg an, oder vielmehr es gab hier gar keinen. Von Stein zu Stein, von Felsen zu Felsen hüpften und krochen wir immer höher. Das Moos, welches alles überzog und Klüfte und Löcher deckte, die eisglatten, halbverfaulten Stämme, die überall in wilder Unordnung umherlagen, machten den Boden so treulos, daß wir sehr oft bis an die Knie sanken und alle Augenblicke in Gefahr waren, die harten Knochen unserer alten Mutter Erde zu küssen."

Die Wegeverhältnisse des inneren Gebirgsgürtels blieben trotz wiederholt auftauchender Baupläne noch ein halbes Jahrhundert lang nahezu unverändert; nur der Glashüttenmeister Franz Riedel ließ im Jahre 1828 einen bequemen, teilweise noch heute erhaltenen Reitweg von Antoniewald nach Klein-Iser anlegen, wo er ein Jahr vorher eine neue Glashütte errichtet hatte. Ein Wandel zum Besseren trat erst ein, als in der 2. Hälfte des 19. Jh. die fortschreitende Industrialisierung der Talsiedlungen mit ihrer starken Bevölkerungszunahme und gesteigerten Bautätigkeit zu einer immer intensiveren Ausnutzung der Hochgebirgswaldungen zwang. Der damit verbundene Bau von vielen neuen Wirtschaftswegen bildete die Ausgangsbasis für das Wirken unserer Gebirgsvereine, die seit 1880 im Iser- und Riesengebirge eine überaus verdienstvolle Tätigkeit entfalteten und im Vereine mit dem aufblühenden Baudendas ehedem so wilde Iser- und Riesengebirge zu einem gesegneten Erholungsraum für alle schaffenden Menschen ausgestalteten.

Emil Merker

Der mährische Lyriker Leo Greiner

Ein Gedenkblatt

Um die Jahrhundertwende wuchs im süddeutschen Raum eine eigenartig starke Lyrik, die keine Nachklänge der Romantik mehr aufwies, nicht mehr an Heine, Eichendorff, Lenau erinnerte. Doch auch der Tonfall des aufkommenden französischen Impressionismus, die Klangfarben des l'art pour l'art waren höchstens andeutungsweise zu spüren. Vielleicht waren die Ziele ähnlich wie bei Rimbaud, Verlaine, Mallarmé; Loslösung vom Gegenständlichen, Aussage im absolut Ästhetischen, Ungreifbaren. Aber die Wege dorthin wurden vorerst nur zögernd beschritten. Noch vermied man, sich programmatisch zu binden.

In Österreich, auf dem altangestammten Lyrikboden, tastete sich — um nur einige zu nennen — der junge Hugo von Hofmannsthal aus dem schweren Wortgepränge früher und später Kulturen, aus Antike und Barock zurück zur Schlichtheit des Volksliedes; Georg Trakl, der Müde, schemenhaft-Jenseitige, in der Kunst, nicht im Leben beheimatet, raunte seine verzaubernd süßen, angewelkten Verse; sein Antipode Leifhelm warf sich in kindlichem Überschwang der Natur, den Blumen ans Herz.

An ihre Seite trat ein Besonderer, aus dem dunklen Böhmen kommend, das jeden mit Geheimnis belastet; der ganz Große, Einsame: Rilke. Ein Heimatloser, der in der düsteren Altstadt Prags, seinem Geburtsort, ebensowenig heimisch wurde wie später in München, in Rußland, im Paris Rodins, in altitalienischen Adelsschlössern.

Neben Rilke nun erschien, im benachbarten Mähren gebürtig, einer, der sich in seinen tiefsten Versen immer wieder selbst als ‚Schatten' bezeichnete, ein Grauer, mit einer Handvoll Gedichte, die farblos DAS TAGEBBUCH heißen: Leo Greiner.

Gegen den Glanz und die Leuchtkraft des größeren Rilke konnte Greiners gedämpftes Licht nicht durchdringen. Rilkes große, fremde Eigenart, seine menschliche und künstlerische Persönlichkeit bedeutete eine Faszination, der sich niemand zu entziehen vermochte. Die Ungewöhnlichkeit seiner Versformen, die Mühelosigkeit seiner unerwarteten Reime (auf das Bindewort ‚und' zum Beispiel oder auf das Geschlechtswort der, die, das, auf das Relativpronomen welche), die Kompliziertheit und zugleich äußerste Einfachheit der Sprache, die filigrane Fragilität, mit der diese Verse gefügt wurden, nie dagewesen und zugleich verblüffend selbstverständlich, — dies alles ließ Auge und Ohr nicht frei, daneben noch anderes aufzunehmen, gar so herbe, ausgesprochen männliche Kunst wie die Greiners. Denn was immer man zum Ruhme Rilkescher Dichtung sagen mag, männlich kann man sie nicht nennen, eher feminin. Darum waren es vorwiegend Frauen (und sind es heute noch), die für ihn schwärmten. Dazu kam sein mystischer Katholizismus, nicht neu, denn die frühe Romantik schon huldigte ihm, aber immer wieder berauschend in seiner süßen Schwüle. Greiners Lyrik jedoch schmeckt streng wie harzig bitterer Wein, oder auch hart und kalt wie eisiges Bergwasser. So wurde er zu Lebzeiten nur von wenigen Kennern gewürdigt, von diesen allerdings sehr. „Dieser schmale, sechzig Seiten starke Band, der sich mit

einer zum Inhalt stark gegensätzlichen Schlichtheit DAS TAGEBUCH nennt, hat nicht nur hohen Gegenwartswert, in ihm stecken triebkräftige Keime künftiger Kunst", sagt Hans Franck im ‚Literarischen Echo' 1910.
Und kaum, daß sich der Blick auf ihn gerichtet hatte, wurde er vergessen. Wenn man sein Werk heute ausgräbt, findet man nicht Verwestes, sondern Kleinodien.

*

Sein Leben verlief belanglos, wenn auch unbürgerlich. In Brünn als Kind einer zerbröckelnden Ehe geboren, zog er mit Mutter und Schwester, die eine mittelmäßige Sängerin war, bei ihren wechselnden Engagements von Ort zu Ort, bis ihn der Zufall im siebenbürgischen Bergland, in Kronstadt, für eine Zeit wieder seßhaft werden ließ. „Die dunkle, fast mystische Natur des Landes, die mit dem nüchternen, harten und stolzen Wirklichkeitssinn seiner deutschen Bewohner in einem mir heute noch nicht völlig lösbaren, mich heute noch irritierenden Gegensatze steht, wirkte kräftig nach", bekennt er in der autobiographischen Skizze ‚Im Spiegel' an gleicher Stelle.
Den Neunzehnjährigen verschlug es 1895 nach München, wo er an der Universität Literaturgeschichte und Ästhetik studierte. Hier schrieb er einige Dramen, die aber ohne Erfolg blieben, denn sie waren nicht Dramen, sondern Lyrik. Unter Frank Wedekind, dessen beißende Satire seiner großen und einsamen Dichterbegabung nicht Platz ließ, wurde er künstlerischer Leiter des Kabaretts der Elf Scharfrichter. Später ging er nach Berlin, wo er beim S. Fischer Verlag als Dramaturg wirkte. Dort starb er im Jahre 1928.
Was von ihm blieb, sind die paar Dutzend Gedichte des TAGEBUCHS, die Anspruch auf Unvergänglichkeit haben. Aber auch sie sind längst vergriffen und werden wohl nicht mehr aufgelegt.
Eins ist darunter, ich muß es gleich zitieren:

BERGWALDGIPFEL

Wohin verirrte sich mein müder Fuß?
Der hohen Wälder regenschweres Brausen
ruft in die Täler grauen Tag und Gruß,
redet mit Feldern, die im Nebel sausen,
mit schwarzen Teichen, welche stumpf und blind
im Banne unbewohnter Ufer hausen,
mit Dörfern, die auf überwölkten Matten
wie längst zerstört in vielen Fernen sind.

Ich steh' im Hochgebrause wie ein Schatten.
Ich horche finster in den grauen Wind
und hüll' mich ins Gewölk, drin das Gestein
gestorben liegt und meines Lebens Brände
einsinken zu entseeltem Schein,
und senke, trunken wie von Schlummerwein,
ins welke Berggras meine Menschenhände.

Als ich, im Walde aufgewachsen, als junger Mensch diese Verse zum ersten Male las, war ich betroffen, bestürzt. Sie begleiteten mich weiterhin auf meinen Wanderwegen. Sie erschlossen mir das Geheimnis des Waldes. Ich sagte mir die Zeilen — längst wußte ich sie auswendig — langsam, jedes Wort auskostend, vor mich hin, und ich staunte bei jedem Worte mehr. Das uralt graue Sausen der alten Fichten war darin, das große Schaudern, der Fluch und die Hoheit des Seins. ‚Wohin verirrte sich mein müder Fuß . . .' — welch großartig düsterer Auftakt! ‚. . . ruft in die Täler'. ‚Täler' — wie dieser Plural hier grell aufreißt! ‚Dörfer, die wie längst zerstört in vielen Fernen sind.' ‚Wie längst zerstört . . .'! Und wieder dieser Plural: ‚Dörfer', ‚in vielen Fernen . . .'
Ich erschrak über die mit lässiger Gebärde beschwörende Magie des Wortes. ‚Teiche, welche stumpf und blind im Banne unbewohnter Ufer hausen . . .' Die zersprengende Gewalt dieser Bilder war nicht auszuhalten. Jahrelang standen meine Bergwege im Zeichen dieser in die Tiefe der Wesentlichkeit zwingenden Gleichnisse, die mehr waren als Gleichnisse, mehr als die Dinge selbst: ihre eigentliche Realität.

*

Aber Greiner ist nicht der Dichter des Waldes, so meisterhaft diese Verse auch sein mögen. Er ist der Dichter der weit hingedehnten Ebene, der fruchtbaren Ackerbreiten, der taunassen Wiesen; der mährischen Hanna etwa oder der siebenbürgischen Weizen-, Mais- und Rübenfelder, aus denen, stundenweit sichtbar, der einzelne Baum ragt, das weiße Gutshaus schimmert; wo verschilfte Weiher blinken; wo windschiefe, verlorene Feldkreuze an endlosen, von knöcheltiefem Staub bedeckten Landstraßen ihre schwarzen Arme gen Himmel recken.

Wer weiß von allem, was er je gekannt,
mehr als ein Wegkreuz, feld- und windverschollen,
ein Haus im Mohngrund, einen Baum im Land
und manche Quellen, die noch rauschen wollen?

Hier verlebte er die entscheidenden, aufnahmebereiten Jahre seiner Jugend. Diese unterm Mittagsbrand flimmernde Landschaft mit ihren im Sonnendunst verdämmernden Horizonten, sie ist in ihrer gleichmütigen, achtlosen Melancholie die große Entsprechung seines Wesens.

Eine glühend weiße Gartenmauer
brannte still im mittagweiten Land.
Dunkle Kronen übern weißen Rand,
müdgebogen von des Sommers Trauer,
tropften blaue Schatten in den Sand.

Hinter diesen harten Steinen müssen,
von der Nacht des Schattens süß umhaucht,
Träume wandeln, seltsam und erlaucht,
welche nichts vom Durst des Lebens wissen,
das hier lechzend in der Sonne raucht.

Und ich trete aus dem Meer von Schwüle
auf die Schatteninsel, die im Sand
atmend feiert, lasse traumgebannt
arme Tropfen jener tiefen Kühle
leis mir rieseln über Stirn und Hand.

Wo ist je die Ekstase des in sich versunkenen Sommertages stärker zu visionärer Schau, zu einer Art Fata morgana verdichtet worden? Welche erstaunlichen Wörter werden hier gefunden! ‚... brannte still im mittagweiten Land'. ‚Träume, seltsam und erlaucht...', ‚... müdgebogen von des Sommers Trauer', ‚blaue Schatten', ‚... lechzend in der Sonne raucht', ‚Schatteninsel, die im Sand atmend feiert...'. Oder wann sind nebelfeuchte Wiesen wesentlicher beschworen worden als in Zeilen wie diese:

Tief in den Wiesen sah ich ihn.
Die Wälder nachteten am Saume.
Sein Aug war zu. Sein Stab war grün.
Sein dunkles Haupt war ganz im Traume.

Wo ist Reales stärker zu Mystik gewandelt und trotzdem Wirklichkeit geblieben, ja erst Wirklichkeit geworden, wie im ‚Traumhaus' oder im ‚Verzicht'?

Wir sind des Traumes Gäste,
wir feiern stille Feste
in seinem goldenen Haus:
Die Tische stehn voll Früchte,
die Wände stehn im Lichte,
die Fenster im Gebraus.

— — —

Der blaue Mond verwittert,
der Wein ist dir verbittert,
das Gold des Bechers blind...

— — —

O kommt, verflatterte Taubenschwärme,
heim aus dem Abgrund ewigen Blaus!

— — —

So will ich wie ein Ahnherr sitzen
im Schatten alter Herdesglut,
aufrecht und will mein Haupt nicht stützen:
denn heimgekehrt ist all mein Blut.

Abend, dämmerndes Gemach. Die geschlechteralte Tafel, mit hochlehnigen Stühlen umstellt, ist gedeckt mit langverwesten Früchten, die in den Schattenhänden, wenn sie danach greifen, zu Staub zerfallen; denn alles ist eitel.
Schwermut? Nur Schwere.

*

Vielleicht ist es gut, Greiner mit zwei Früheren zu vergleichen, mit Eichendorff und Lenau. Wenn einer, so ist Eichendorff als der Dichter des Waldes zu bezeichnen. Wie nun ist dessen Verhältnis zur Natur?

Dionysisch; eine trunkene Hingegebenheit, ein vorbehaltloses, seliges Sich-Verströmen. Er geht in ihr auf. Ihm ist der Wald Freund, Bruder. Er versenkt sich in ihn, fast ohne die Hemmung der Reflexion. Er singt, er lallt beseligt. Wo er klagt, klagt er nicht ihn an, sondern zieht sich nur tiefer in ihn zurück. Die Anklage richtet sich nur gegen die ‚schnöde Welt'. Die Melancholie geht nicht bis zur Verneinung. Er bleibt stets in der Natur geborgen wie das Kind an der Mutter Brust, in der Mutter Schoß.

Greiner dagegen geht nicht in der Natur auf. Er bleibt gesondert, er steht ihr gegenüber. Er g e s t a l t e t den Stoff, als Künstler. Doch ist sein Gestalten nie ein Schildern, nie ein Beschreiben, kein Nachschaffen, sondern ein Neuschaffen, Erschaffen im Wort. Er ist, soweit sich die Begriffe nicht als Widersprüche aufheben, apollinischer Lyriker. Kühle ist in der Leidenschaftlichkeit seiner Aussage, freilich nie Verstandeskühle. Nicht Verzweiflungsschrei, sondern Trauer ist sein Gedicht, Adel der Trauer. Und ähnlich hebt sich sein Bild auch ab von dem Lenaus, des brüderlich Verschwisterten; des trotz engster Verschwisterung Verschiedenen. (Er hat ihm ein Gedicht und einen Buch-Essay gewidmet.) Greiner ist derjenige, der Lenaus Wesen zu sich selbst vertieft. Lenaus Gedicht bleibt schmerzliche Zerrissenheit, bleibt hadernde Verwünschung. Er wird nicht fertig mit Unglück, Krankheit und Tod. Er sucht den Tod als Zerstörer, als Ende.

Greiner dagegen begrüßt ihn mit feierlicher, triumphaler Geste als Vollender, der dem Leben die Krone in die Stirn drückt; die Krone, in deren Schatten seine Augen erst tief werden.

Noch ist es Nacht. Doch aus dem Trug der Zeit,
aus dieses Erdenleibs verfallenem Dunkel
wandr' ich hinein in seine Herrlichkeit.
In seinem Haare glüht das Prachtgefunkel
verdorrter Blumen und gesunkener Sterne.
Was er zerstört, bereichert seine Pracht.
So trägt er aus verhüllter Zeiten Ferne,
behängt mit blassem Gold und toter Macht,
Duft welken Schmerzes und geborstene Lust,
die trunkenen Rhythmen von erstarrten Tänzen
und den Gesang des Meers in seiner Brust.

Ich sah ihn jüngst beim späten Abendglänzen
im sausenden Herbstfeld gehn und singen — —

Einst mit Gesang wird er die Tat vollbringen.

Was in diesen Versen die Worte an schwerem, königlichen Prunk entfalten, das ist unerhört.

*

Dunkelheiten sind in den Versen Greiners. Dunkelheit der Aussage ist schon seit Heraklith und Ossian Kennzeichen tiefen dichterischen Geistes. Gar Verse dürfen nicht aufgehen wie ein mathematisches Schulbeispiel. Der unenträtselte Rest, das Inkommensurable ist ihr Eigentliches. Geheimnis, das sich von Traum und Wahnsinn nährt und jenseits der Sphäre soliden Hausverstandes liegt, aber auch weitab von billiger Geheimnistuerei. Wörtern wie Labyrinth und Sphinx und Schlaf und Traum begegnet man in Greiners Versen immer wieder. Und nicht nur den Wörtern. Oft ‚verwildern' diese (auch ein geliebtes Wort) zu einem unentwirrbaren Dickicht der Begriffe, sie wollen und sollen nicht zu nüchterner Klarheit zerlegt werden, sondern Vision und Halluzination bleiben.

Alles, was sich offenbarte,
lassen wir zu Traum verwildern,
und was nur der Traum gewahrte,
schmieden wir zu ewigen Bildern.

Außer dem Tag sind es Gestalten wie der Fremde, der Doppelgänger, das Ich, die plötzlich in realistischen Bildern da sind, lemurisch beschworen.

Und auch das Thema, das in jener Zeitenwende so oft erörtert wird, bei Hofmannsthal, aber auch im Prosawerk von Thomas und Heinrich Mann (ja, schon ein Jahrhundert früher bei Schiller: Über das Naive und Sentimentalische), das Hamlet-Thema, durch ‚des Gedankens Blässe', durch die Bewußtheit vom vollen Tisch des Lebens abgedrängt zu sein in die blutleere Sphäre von Chimären, der Fluch der Individuation, — auch dieses Thema klingt bei Greiner immer wieder an. Man vergleiche daraufhin Greiners Fragment ‚Ortwin und der Schlaf' mit Hofmannsthals ‚Tor und Tod':

Ich aber bin gebannt in meinen Traum,
tief dürstend nach der Lebenswelle Schaum.
Doch meine Hand, die deine Ketten binden,
greift ewig statt nach Bechern in den Wind,
der Hall und Ruf von Leiden, Tanz und Sünden
mitträgt dorther, wo Menschen trunken sind.

Und Hofmannsthal:

Was weiß denn ich vom Menschenleben?
Bin freilich scheinbar drin gestanden,
Aber ich hab es höchstens verstanden,
Konnte mich nie darein verweben,
Hab mich niemals daran verloren.

— — —

. . . . . zerfasert und zerfressen
Vom Denken, abgeblaßt und ausgelaugt!

Oder man vergleiche mit Heinrich Manns ‚Pippo Spano', mit Thomas Manns ‚Tonio Kröger' oder mit dem Thema seiner ‚Fiorenza': ‚Ich darf wissen und dennoch wollen.'

*

Lyrisches Erlebnis ist bei Greiner die Konfrontation mit dem Sein. Nicht mit Gott. Dieser kommt in seinen Versen als übergeordnete Persönlichkeit, als liebender Vater oder auch nur als Leiter, Lenker der Welt kaum vor. Die Welt selbst ist es, der der Dichter, mittlerlos, gegenübersteht. Sie beide, Mensch und Natur, sind gezwungen, einander zu ertragen, auszuhalten; ohne metaphysische Tröstung.
Jeder Dichter hat in diesem Gegenüberstehen nur eine Hilfe: das Wort. So vollzieht er durch das dichterische Wort, nicht durch den Gedanken, nicht philosophisch, die Verschmelzung, die Communicatio.
Greiners Gedichte sind keine Gedankenlyrik wie etwa die Schillers. Diese können mit Hilfe des Denkens, mit Hilfe Kants aufgeschlüsselt, die Greiners dagegen können nur angeschaut werden. Im bloßen Anschauen muß sich hier das Erlebnis vollziehen. Hier ist alles Statik, Starre. Es gibt bei Greiner kein ‚Stirb und Werde', sondern nur ein Sein, das sich titanisch aufrecht hält, bis es endlich ins Nichts zusammenstürzt. Titanisch, nicht prometheisch. Er stellt sich nicht voll Trotz dem Ewigen entgegen, um ihm gegenüber ein eigenes Reich zu bauen. Er läßt sich finster mit ihm in das Chaos zurückreißen, nachdem er für Sekundendauer den Kosmos des Werkes errichtet hat.
Aus all dem geht hervor, daß es sich bei Greiner nicht um Naturgedichte, nicht um ein beglücktes Hinfinden zum Herzen der Natur handelt wie bei Eichendorff, auch nicht um schwermütige Klage über den Bruch mit ihr wie bei Lenau, und ebensowenig um eine verspielte Ästhetik oder um geistliche Deutung des Lebens in irgendeinem konfessionellen Sinn, sondern um — ja, um was? Es läßt sich wohl eben nicht anders sagen als, noch einmal: um eine unerbittliche Konfrontation — nicht mit dem Leben, mit dem Sein.
So wird auch der Titel dieser Gedichtsammlung verständlich: DAS TAGEBUCH. Aufzeichnungen Aug in Auge mit dem Tage, diesem furchtbaren, ständig in sich selbst zerfallenden Nichts, das doch Realität ist, unbeweisbare und unbezweifelbare. Realität ‚Zeit', die es gilt — dies das stolze und bittere Résumé — ‚mit dem Hammer der Lust in tausend Augenblicke zu zerschlagen'.

The Moravian Lyric Poet Leo Greiner / *(Synopsis)*

Emil Merker, high-ranking lyric poet himself, reviews the slender booklet "Das Tagebuch" containing the work of this contemporary of Rilke's. The samples Merker quotes and ingeniously interprets prove Greiner's standing though he is almost forgotten today. Born at Brünn he lived in many places, also in Transsylvania, studied in Munich where he became director of the famous cabaret "The Eleven Executioners", and was later a reader to S. Fischer's publishing house in Berlin. He died in 1928.

Napoleon in Altötting

Seinen Voraustruppen, die das Land überfluteten, folgte rasch Napoleon selber. Er hatte eine ansehnliche Suite von Truppenführern um sich, unablässig das nächste Ziel, die Niederwerfung Österreichs, ansprechend. Im Dekanshof des aufgehobenen Stiftes als dem bestausgestatteten Gebäude des Ortes stand ihm ein Quartier bereit. Er zog in Altötting ein, der leibhaftige Kriegsgott, überragt von denen, die ihm unterstanden, klein, zu Sprengstoff geballte Kraft des Geistes und der Gewalt. Seiner Reisekutsche entstiegen, stand er eine Weile vor dem Gebäude, im Gespräch mit den Marschällen und Generalen. Mehr als die berühmte Wallfahrtskapelle und alle Kostbarkeiten der Schatzkammer der Stiftskirche bewegte seinen Sinn ein Hinweis, den er auf dem Marsch empfangen hatte: in Altötting sei der große Feldherr des Dreißigjährigen Krieges Graf Tilly beigesetzt, sein Herz in der Gnadenkapelle, sein Leichnam in der ehemals Kolberg'schen Gruft an der Stiftskirche. — Endlich suchte man die Quartiere auf.

Der Probst des aufgehobenen Stiftes, Graf Königsfeld, bat um ein Vorkommen bei Seiner Majestät. Es wurde ihm gewährt. Der Prälat, innerlich voll Verachtung für den Korsikaner und Korsaren, der sich einen Kaiser angemaßt hatte, führte mit Worten, die an Festigkeit und Würde nichts ermangeln ließen, und übrigens in einem Französisch, das besser war als das Napoleons, Beschwerde über mannigfache Ausschreitungen der „Soldaten Seiner Majestät", wie er wörtlich sagte, um die Verantwortung des Herrschers für seine Soldateska zu betonen. „Das ist der Krieg", warf Napoleon hin. Und als ob diese summarische Auskunft zu einer Gegenleistung verpflichtete, oder die Behelligung durch einen Prälaten augenblicklich genutzt werden müßte, sagte er: „Euer Würden, ich möchte Ihren großen Feldherrn Tilly sehen. Welch eine Gelegenheit in diesem Nest!"

„Tilly", antwortete der Prälat, „Tilly ist ein Häufchen Staub und Gebein; es liegt in einem metallenen Sarge."

„Man wird den Sarg öffnen."

„Er ist stark verlötet, Sire."

„So wird man ein Fenster in das Metall schneiden und nachher eine Scheibe einsetzen. Es ist wichtig, die Wahrheit zu sehen!"

Der Prälat nickte: „Die Vergänglichkeit alles Irdischen."

Der Kaiser — er hatte etliche Gewohnheiten mangelhaft erzogener Knaben beibehalten — stampfte mit dem Reitstiefel auf: „Und die Unsterblichkeit des Ruhms!"

Der Prälat bewegte die beringte Rechte ein weniges nach unten.

Der Kaiser verabschiedete ihn: „In zwei Stunden begleiten mich meine Generale zur Gruft des großen Tilly. Wollen Euer Würden uns führen." —

Zwei Stunden später ließ der Propst melden, es sei alles bereit. Sie schritten vom Stiftsdekanshof über den räumigen Kapellplatz hinüber zu der gotischen Stiftskirche

und quer durch das Schiff in den Kreuzgang. Feuchtmodrig hauchte es von den grauen Wänden, in welche zahlreiche rotmarmorne Grabtafeln eingelassen waren; die Schritte dumpften über Grüften. Am Ende des Ganges ließ ein Gittertor in eine Kapelle blicken. Kerzen brannten. Ein Diener zündete eifrig drei Doppelleuchter an. Auf dem Altar der Kapelle zeigte ein unbeholfenes Bild den Feldherrn in der Andacht zum Kreuze. Die eisernen Deckel der Gruft waren aufgeschlagen, das Dunkel gähnte herauf. Propst Graf Königsfeld nahm einen der Leuchter und stieg als erster die steile Treppe hinunter. Marschälle leuchteten dem Kaiser. Drei Zinnsärge standen da, der mittlere, einfachste, hatte ein Stück aus dem Deckel ausgesägt; es lag mit zackigen Rändern, Zeichen einer hastig gewaltsamen Arbeit, auf einem der anderen Särge.

Die Kerzenflammen leuchteten in gespenstischer Bewegung nieder. Da lagen die Überreste, im roten Feldherrnmantel, dessen Verschnürung undeutlich zu erkennen war. Der Schädel, gebräunt und geschwärzt, zahnlückig, zeigte die Schädeldecke durchgesägt, die Kappe war halb abgeglitten.

Kaiser Napoleon starrte in die Verwesung des Generalissimus Grafen Tserclaes von Tilly. Er fragte sich selber, was ihn hier und anderswo zu solchem Anblick lockte, zu solcher Gegenüberstellung. Das waren die seltsam verbundenen Faszinationen: der Ruhm und die Verwesung, die Verwesung und der Ruhm ... Beklemmender Moderduft stand über diesem Anblick. In der Webe des roten Mantels glomm es wie Blut verschollener Schlachten ... Wer hatte das Hirn seziert? Wollte jemand die körperlichen Zeichen des Genies erkennen? Man müßte Feldherrnhirne mit dem Stengelglase studieren ...

Die Marschälle und Generale standen hinter ihm und schauten in die Öffnung des Sarges, oder sie standen gegenüber und ließen die Blicke zwischen dem Totenschädel und dem Antlitz des Kaisers hin und her gehen. Doch beide waren gleich unbewegt, beinern.

Soweit die Zähne des Schädels noch vorhanden waren, waren sie erstaunlich gesund; dem Kaiser fiel es auf — er selber, obzwar erst halb so alt wie Tilly bei seinem Tode, hatte schlechte Zähne, deren Anblick in seinem schönen Gesicht doppelt störte. „Wie alt ist er geworden?" fragte er. „Dreiundsiebzig Jahre, Sire", antwortete Graf Königsfeld. Und mit einem Umblick auf die Begleiter fragte der Kaiser, was ihm selber gar wohl bekannt war: „Und wieviel Schlachten hat er gewonnen?" Nur der Propst wußte die Antwort: „Sechsunddreißig, Sire."

Napoleon ließ sich besser leuchten. Am unteren Ende des Sargausschnittes wurde der linke Knochenarm sichtbar. Bröckelig lag er über dem Mantel, in den Fingern ruhte das Sterbekreuz, schwarz, Ebenholz mit silbernem Korpus.

„Er war fromm?"

„Er war sehr fromm", antwortete der Propst. „Es war sein letzter Wille, an der Gnadenstätte der Muttergottes von Altötting beigesetzt zu werden." Und der Prälat zitierte, was der Feldherr im Jahre 1630 in Regensburg zu einem anderen Teilnehmer des Reichstages geäußert hatte: „Ich habe nie einen Rausch gehabt, nie ein Weib berührt und habe nie eine Schlacht verloren."

„Ein Heiliger, fürwahr!" rief Napoleon. „Und noch nicht heiliggesprochen?! — Man müßte einmal mit ihm reden ...", fügte er nachdenklich hinzu; er meinte den Papst. „1630 ...", sann er weiter und sprach es vor sich hin, „das war, als er an Wallen-

steins Stelle trat ... Ein Jahr später schlug ihn der schwedische König — jeder kann einmal geschlagen werden! Und wieder ein Jahr später war er tot ... Meine Herren: mit dreiundsiebzig Jahren sich den Tod auf dem Schlachtfelde holen! Respekt!"
Den kleinen, untersetzten Mann packte ein Fieber. Noch einmal tauchte der brennende Blick seiner dunklen Augen in den Sarkophag, dann warf er den Kopf zurück: „Meine Herren: dreiundsiebzig Jahre — Sieger in sechsunddreißig Schlachten! Wir haben noch viel Zeit, und wir haben noch viel zu siegen!" Er stapfte der Treppe zu; schon auf den Stufen, wandte er sich um und rief im Befehlston: „Euer Würden, segnen Sie diese Herren!"

Anton Pachelhofer

TRÖSTENDE GLOCKEN

In den Gärten flüsternd
bewegt sich Wind.
Die Bäume heben ihre Hände
sehnsuchtsvoll zum Himmel hin, schon müd
des Muts
nistender, knistender Vögel,
müd selbst der eigenen Früchte,
die sie bekümmern, drücken zur Erde
brechen Bogens,
sie fest verketten:
sie seufzen, sie wollen schon fort.
Sie zu trösten, sich lösen die Töne
Wie Tropfen von Wunden, sinken vom Turm.

AUSKLANG

So still erlöschen nun am Weg
die Bäume, Wandrers sanfte Fackeln;
ein Horn noch goldnen Mundes fragt,
bevor es schweigt, in Wälderweiten.

Da schlingt die Sonne ihren Arm
noch um den Greis am Abendhügel,
denn dumpf mit Herdenglocken tönt's
aus der Erinn'rung Nebelrauche.

Es ist der Einkehr stille Zeit;
zur Quelle geht der Mond hinunter —
wie hell sein weißer Stiefel glänzt! —
und lauscht den alten Silberlauten.

WALDEMAR FRITSCH „Ixcauatzin, der Ungeliebte“ (Keramik)

Nikolaus v. Preradovich

Die Wirtschaft des Donaureiches und die Sudetendeutschen

Der Wiener Wirtschaftshistoriker Heinrich Benedikt schreibt: Österreich war lange Zeit hindurch ein industrielles Kolonisationsgebiet des Westens. Zu den von Kaiser Franz, den Rheinländern Metternich und Philipp v. Stahl nach dem Kaiserstaat berufenen Fabrikanten gesellten sich neue Zuzügler. Die größte Mühle, viele Zuckerfabriken und Kohlenbergwerke, die Hütteldorfer Brauerei, das Eisen- und Stahlwerk Ternitz gehörten dem Rheinländer Alexander Schoeller, der mit Hermann Krupp aus Essen die Alpaka-Werke in Berndorf gründete. Die Phoenix-Stahlwerke in Mürzzuschlag wurden von Bleckmann aus Solingen auf die Höhe gebracht. Die großen Stahlverarbeitungsstätten in Kapfenberg verdanken den Brüdern Böhler aus Frankfurt ihr Entstehen. Der Rheinländer Lohner baute Kutschen. Lindheim aus Preußisch-Schlesien rief die Westbahn ins Leben. Thonet aus Boppard am Rhein brachte die Bugholzmöbel nach Österreich. Die chemische Industrie ist weitgehend von den beiden Württembergern Hochstetter und Wagenmann begründet worden.

Die meisten dieser eingewanderten Unternehmer waren Protestanten. Das Triestingtal bildete eine Kette protestantischer Fabriken: Die Cornides in St. Veit, die Coith in Fahrafeld, die Neufeldt in Triestinghof, zuletzt die Schoeller und Krupp in Berndorf. Der geniale Handelsminister, der spätere Freiherr v. Bruck, kam aus Elberfeld. Das Stabilimento Tecnico in Triest wurde von einem Bremer ins Leben gerufen. Zu den mächtigsten Grubenmagnaten des alten Österreich gehörte Graf Henckel-Donnersmarck aus Beuthen in Oberschlesien. Zu ganz ähnlichen Ergebnissen wie Heinrich Benedikt für den Gesamtstaat kommt der Grazer Wirtschaftshistoriker Ferdinand Tremel für die Steiermark.

Somit kann man sagen, daß der weitaus überwiegende Teil der industriellen Kapazität des Kaiserstaates an der Donau seine Entstehung keineswegs der Initiative autochthoner Kräfte, sondern vielfach Impulsen von außen verdankt. Die Vogel und Noot, die Hardtmut und Schlumberger, die Reininghaus und Bachofen, die Lapp und Dreher, sie alle stammen aus dem Westen und Nordwesten des verflossenen römisch-deutschen Kaiserreiches. Nur zwei Gebiete machten davon eine Ausnahme: Vorarlberg mit seiner bodenständigen Textilverarbeitung und das — Sudetenland. Tatsächlich: Was in industriellen Unternehmungen im weiten Rund der Habsburgermonarchie nicht reichsdeutsch war, das ist in seiner erdrückenden Mehrzahl sudetendeutsch gewesen. Schon im 18. Jahrhundert erzeugten die Tuchmacher in Reichenberg, Kaaden und Komotau über eine Million Ellen Tuch. Die böhmisch-mährische Glasindustrie war desgleichen ein bedeutender Faktor der österreichischen Wirtschaft. Nach 1800 stellte der Baumwollwarenerzeuger Johann Josef Leitenberger die ersten englischen Dampfmaschinen in Dienst. Die österreichische Er-

zeugung wurde dadurch geradezu revolutioniert. Dazu waren die Sudetengebiete keineswegs auf natürliche Art begünstigt. Es muß stets von Neuem anerkannt und unterstrichen werden, daß allein die Intelligenz, der Fleiß und der Unternehmungsgeist der Deutschen aus Böhmen, Mähren und Schlesien die bestimmenden Faktoren gewesen sind, durch welche ein derartiger Aufschwung ermöglicht worden ist. Nach der schweren Krise des Jahres 1873 begann in den achtziger und neunziger Jahren neuerliche Prosperität. Kurz vor dem ersten Weltkrieg — in den Jahren 1912 und 1913 — arbeiteten in Böhmen, Mähren und Schlesien 8 918 Fabriken mit 1 123 226 Arbeitern. In sämtlichen übrigen Gebieten der österreichischen Reichshälfte belief sich die Zahl der Unternehmen auf 8 116 und jene der Arbeiter auf 1 080 573. Diese nüchternen Zahlen sprechen eine überaus beredte Sprache. Die Stadt Reichenberg allein zahlte mehr Steuern als das ganze Königreich Dalmatien. Einen höheren Stand der Industrialisierung als die Sudetenländer erreichten zu der damaligen Zeit in ganz Europa nur noch das Königreich Belgien und die erste Wirtschaftsmacht der Welt in der Epoche vor dem ersten Weltkrieg — Großbritannien. Die Sudetendeutschen waren unbestritten die tüchtigste und deshalb auch erfolgreichste Bevölkerungsgruppe des verflossenen Kaiserstaates an der Donau. Jene Deutschen aus Böhmen, aus Mähren oder aus Schlesien, die sich der Wirtschaft verschrieben hatten, standen ihren Landsleuten, welche in der Verwaltung oder dem Militärwesen, der Diplomatie oder der Wissenschaft wirkten, nicht nur nicht nach, im Gegenteil, sie taten es ihnen noch zuvor.

Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen, wollte man die unzähligen industriellen Betriebe, ihr Entstehen und ihren Aufstieg, sowie die Schicksale ihrer Begründer schildern. Wir müssen uns daher beschränken. An einigen Beispielen aus verschiedenen Zeiten und aus verschiedenen Zweigen der Wirtschaft soll jedoch die sudetendeutsche Leistung im Rahmen der österreichischen Gesamtwirtschaft aufgezeigt und gewürdigt werden.

Zu den ältesten im Sudetenland gepflegten Wirtschaftszweigen gehört die Glasmacherei. Schon im 16. Jahrhundert befaßte sich die aus Sachsen zugewanderte Familie Schürer v. Waldheim mit der Erzeugung von Glas. Einen besonderen Aufschwung nahm diese industrielle Sparte in der Maria-Theresianischen Zeit. Besonders tat sich die Familie Eissner, welche im Jahre 1773 mit dem Prädikat „v. Eisenstein" in den böhmischen Adel erhoben wurde, in der Glaserzeugung hervor. Jakob Eissner begegnet bereits 1682 als Glashüttenverwalter (vitriariae praefectus) in Brunst bei Zahrow. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts wird Jakob Eissner als Glasmeister in Seewiesen bei Bergreichenstein genannt. Sein Sohn Christian Anton setzte die wirtschaftliche Tradition der Familie fort. Er erscheint vorerst als Glashüttenmeister zu Stattenbrunn und Kuttenberg. Um die Mitte des 18. Saeculums war er Bürger von Kolin. Zuletzt finden wir Christian Anton Eissner als Besitzer zahlreicher Glashütten zu Stattenbrunn, Ballschitz, Hirschenthal und Křiwsaudow. Er gehörte bereits zu den hervorragenderen Vertretern der für den damaligen wirtschaftlichen Aufstieg Böhmens so wichtigen Glasindustrie. Der Stamm wurde durch Johann Ignaz Eissner fortgesetzt. Jetzt erst in der dritten Geschlechterfolge, wurde der Höhepunkt erreicht. Vater und Großvater hatten gut vorgearbeitet. Johann Ignaz konnte von einer ganz anderen Anfangsstellung ausgehen als seine Vorfahren. Er wurde 1722 zu Stattenbrunn geboren. Zuletzt war er Bürger von Prag und Ratsverwandter in der Neu-

stadt. Er brachte die väterlichen Glashütten durch fortgesetzte Verbesserung der alten und der Einführung neuer Erzeugungsarten zu hoher Blüte. Sein besonderes Augenmerk wandte er der Produktion von Rubinglas zu. Er erwarb oder begründete eine bedeutende Anzahl weiterer Glashütten. Zuletzt besaß er derartige Werke in Stattenbrunn, Ballschitz, Reifenegg, Neu-Heraletz, Tallenberg, Helmbach, Laukau, Lipnitz und an zahlreichen anderen Orten. Sein Interesse galt keineswegs allein der Anhäufung von Gold. Johann Ignaz Eissner v. Eisenstein versuchte durch Vorschläge zur Vergrößerung des Hafens von Triest und durch die Einführung einer Alters- und Unfallversicherung für die Arbeiter dem Wirtschaftsleben im allgemeinen einen Auftrieb zu verleihen. Auf persönliche Anregung der Kaiserin Maria Theresia verpflanzte er die Methoden der Glaserzeugung nach der Steiermark. Offenbar mit nicht geringem Erfolg. Noch heute zählt ein Sudetendeutscher, Adolf Körbitz aus Asch, zu den bedeutendsten Glasindustriellen in der Grünen Mark.

Auf einem ganz anderen Gebiet hat sich der Sproß einer alten Familie aus Ringelshain hervorgetan. Vor mehr als ein und einem halben Jahrhundert wurde Johann Schicht geboren. Seine Vorfahren waren Handelsleute, Bauern und Handwerker. Der Vater hatte sich als Seifensieder vorwärtsgebracht. Der junge Hans ging in Reichenberg, später in Wien zur Lehre. Früh schon versuchte er dem widerstrebenden Vater den Plan einer Großerzeugung von Seifen nahezubringen. Allein die Entwicklung ließ sich nicht aufhalten. Es kam tatsächlich zur Gründung gewaltiger Werke. Wenngleich der alte Seifen- und Kerzensieder aus Ringelshain sich stets gegen diese Ausweitung gesträubt hatte, stand doch sein Name „Georg Schicht" auf den bald weltbekannten Erzeugnissen zu lesen. Die Stadt Schreckenstein entwickelte sich um die Schicht-Fabriken herum. 1885 hatte Johann Schicht mit zehn Arbeitern und zwei Beamten begonnen. Ein Vierteljahrhundert danach zählte die Belegschaft 1 900 Arbeiter und Angestellte. Jährlich wurden bis zu 17 000 Eisenbahnwagen abgefertigt. 1913 erreichte der Umsatz nicht weniger als 100 Millionen Goldkronen. Die Parole Johann Schichts, der nie auch nur die kleinste offizielle Ehrung annahm, lautete: Selbsthilfe und Volksbildung. Er war als äußerst sozialdenkend bekannt. Deshalb kam es nie zu Streiks in den Schicht-Betrieben. Nach dem ersten Weltkrieg wurde die Zahl von 3 000 bis 4 000 Arbeitern erreicht. Heute ist die Haupterzeugungsstätte der Schicht-Seifen in Wien.

Eine andere Firma, die desgleichen heute noch Weltruf genießt und deren Tüchtigkeit heute der Bundesrepublik Österreich zugute kommt, ist die Schokolade- und Zuckerwarenfabrik Heller. Zwei Sudetendeutsche, die Brüder Gustav und Wilhelm Heller aus Sazau in Böhmen, begründeten kurz vor der Wende des vergangenen Jahrhunderts in Wien eine Erzeugungsstätte für Süßigkeiten. Die Neugründung nahm einen ungemein erfolgreichen Aufstieg. In verhältnismäßig kurzer Zeit erfreute sich die Firma, deren Produkte in alle Welt geliefert wurden, eines außerordentlichen Rufes. Durch mehr als ein Menschenalter leitet Gustav Heller die von ihm gegründeten Produktionsstätten. Ferner betätigte er sich als Präsident des „Zentralvereins der Schokolade- und Zuckerwarenfabriken Österreichs" in Wien. Darüberhinaus leistete Heller als Vizepräsident des „Office International du Cacao du Chocolat" in Brüssel wertvolle Dienste. Er war Kommerzienrat, sowie Hoflieferant. Seine bedeutende Stellung im Wirtschaftsleben Österreichs ist unschwer aus seiner Berufung zum Verwaltungsrat der Creditanstalt in Wien zu ermessen. Die Schokoladenfabrik Heller

gehört heute noch zu den größten Unternehmungen dieser Branche in der zweiten österreichischen Republik.

Eine weitere Industriellenfamilie, die Bedeutendes für Österreich in der Vergangenheit, aber auch in der Gegenwart geleistet hat und leistet, sind die Drasche, oder die Freiherren Drasche v. Wartinsberg, wie sie sich seit ihrer Standeserhebung im Jahre 1883 nennen dürfen. Das Geschlecht stammt seiner Überlieferung nach — die jedoch nicht bewiesen ist — aus Flandern. Tatsächlich läßt sich eine Georg Jakob Drasche als Handelsherr und Gewerke in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in der Gegend von Schluckenau nachweisen. Damals befaßte sich die Familie mit der Erzeugung von Tuchen und Leinen. Sie blieben durch die Jahrhunderte hindurch der Wirtschaft treu. Heinrich Drasche übernahm in der Mitte des vergangenen Saeculums die Ziegeleifabrik am Wienerberg. Er erweiterte diese Erzeugungsstätte nicht allein, sondern er begründete neue Ziegeleien im Wienerbecken. Heinrich Drasche erbaute die ersten kontinuierlichen Brennöfen und stellte damit die Erzeugung von Ziegeln in Österreich auf eine neue Grundlage. Ferner führte er die Produktion von feinen Tonwaren ein. 1870 wurde er, seiner außerordentlichen Verdienste wegen, in den Ritterstand erhoben. Ein Jahr zuvor sind seine Unternehmungen in die „Wienerberger Ziegelfabriks- und Baugesellschaft" umgewandelt und zusammengefaßt worden. Richard Drasche setzte die Arbeit des Vaters fort. Er errichtete den sogenannten „Heinrichshof", der ursprünglich „Draschehof" geheißen hat, gegenüber der Oper in Wien. Ferner stiftete er der Haupt- und Residenzstadt den Drasche-Park. Zwei seiner Enkel führten die Werke, deren wichtigste zur Zeit die Inzersdorfer Lebensmittelfabriken sind, weiter. Richard Drasche, der ältere dieser beiden, ist im Jahre 1942 als Feldwebel der Luftwaffe über dem Ilmensee gefallen.

Ein besonders starker Wirtschaftszweig der Sudetengebirge ist die Tuchmacherei gewesen. Hier nimmt Johann Liebig eine besondere Stellung ein. Er ist zu Braunau in Böhmen als Sohn eines Tuchmachermeisters geboren worden. Sechzehnjährig wurde er Gehilfe in Reichenberg. Später hausierte Liebig mit Kurzwaren. Mit einem seiner Brüder zusammen begründete er eine kleine Schnittwarenhandlung. Das Geschäft blühte. Johann Liebig ging in den Jahren 1826/27, damals noch nicht dreißigjährig, nach England und Frankreich, um die moderne Tuchweberei zu erlernen. Nach seiner Rückkehr kaufte er ein Spinnereigebäude in Josefinental bei Reichenberg. Zuerst betrieb Liebig seine Fabrik mit deutschen und englischen Handwebstühlen, später wurden diese durch Dampf- oder mechanische Maschinen ersetzt. Die Werke weiteten sich zusehends aus. Am Ende seiner Laufbahn besaß Johann Freiherr v. Liebig, wie er sich seit 1868 nennen konnte, in Swarow, Mildenau, Horatitz, Eisenbrod im Böhmerwald, aber auch in Niederösterreich und Ungarn ausgedehnte Betriebe. Der rührige Sudetendeutsche tat sich jedoch nicht allein auf dem Gebiete der Wirtschaft hervor. Er war 1849 Abgeordneter in der Frankfurter Paulskirche, später saß er im Reichsrat in Wien. Als Präsident der Handelskammer in Reichenberg förderte Liebig vor allem auch die nord-süddeutsche Bahnverbindung, die über Pardubitz, Reichenberg, Seidenberg ging und deren Bau 1856 begonnen wurde.

Zuletzt sei einer ganz bekannten Firma gedacht, deren Gründer desgleichen aus dem Sudetenland stammte. Die Familie Meinl, auch Mainl oder Meinel stammt aus Schönau und wandte sich später nach Graslitz. Sie läßt sich bis in das erste Viertel des 17. Jahrhunderts zurückverfolgen. Fünf Geschlechterfolgen waren die Meinl Berg-

leute, sodann wandten sie sich, drei Generationen lang, der Bäckerei zu. Julius Meinl (1824 - 1914) wurde Kaufmann. Er ist in Graslitz geboren und verstarb mehr als neunzig Jahre alt zu Wien. 1862 hatte er einen kleinen Kaffee- und Teeladen Ecke Fleischmarkt und Laurenzerberg in Wien eröffnet. Damals schon ließ er sein Firmenschild mit einem Mohren zieren, der bis heute das Wahrzeichen des Unternehmens geblieben ist. Ursprünglich deutete nichts auf den unvergleichlichen Aufstieg der Firma hin. Immerhin war es Julius Meinl dem Älteren gelungen, in zäher Kleinarbeit sein Geschäft zu erweitern und zuletzt zu einer sehr ansehnlichen Firma zu machen. Der Aufstieg zur allumfassenden Weltfirma, die heute zu den größten ihrer Branche gehört, wurde durch den Sohn des ersten Kaufmanns aus der Familie Meinl, Julius Meinl dem Jüngeren, bewerkstelligt. Er hat das Haus zu jener gewaltigen Höhe emporgeführt, welche die Firma Meinl heute inne hat.

An einigen Beispielen aus den verschiedensten Zweigen der Industrie haben wir uns bemüht, jene außerordentlichen Leistungen aufzuzeigen, die das Sudetendeutschtum auch auf dem wirtschaftlichen Sektor der Doppelmonarchie geleistet hat. Nicht genug damit sind die erwähnten Unternehmen — mit einer einzigen Ausnahme — auch heute noch in Blüte und zählen zu den wichtigsten Firmen, welche es durch ihre unermüdliche Arbeit verstanden haben, den Aufstieg der österreichischen Wirtschaft nach dem Zweiten Weltkrieg zu bewerkstelligen.

Erna Künast

DOCH DU WARST FERN ...

Ich war so müde von dem langen Tag,
der goldgesäumt ins Dunkel überfloß,
doch wie ein Schmerz mir in der Seele lag,
von dem sich Wehmut in mein Denken goß.

Ans Fenster schmiegte sich ein gelbes Blatt,
rauhfühlbar strich die Luft durch alle Spalten
und durch die Straßen dieser fremden Stadt.
Da hätt' ich gerne deine Hand gehalten.

Da hätt' ich gerne dir ein Wort gesagt,
ein liebes, gutes, das dein Lächeln zündet,
doch du warst fern, nur um die Mauern klagt
ein strenger Wind, der mir den Herbst verkündet.

Sterne über bitterer Erde / Sergej Machonin

Im Herbst 1959 entsandte die Zeitung des tschechoslowakischen Schriftstellerverbands „Literární noviny" ihr Redaktionsmitglied Sergej Machonin ins Falkenauer Braunkohlenrevier. Die Eindrücke, die der tschechische Journalist in dieser früher sudetendeutschen Landschaft empfangen hat, sind sicher auch für deutsche Leser von Interesse. Übertragung von Dr. Rudolf Urban aus Nr. 41 vom 10. Oktober 1959 „Literární noviny".

Die Sonne scheint rötlich durch einen dichten Rauchschleier und man hat den Eindruck, daß ihr Licht hier, im Lande der Kohle und ewigen Kohlenstaubes, gewissermaßen körniger ist als anderswo. Die Fabriken und die Riesenbagger der Grube bei Theussau, im Bereich der Grube „Freundschaft", lärmen. Der Lärm fließt so zu einem einheitlichen, allgemeinen Geräusch zusammen, daß es scheint, als ob er aus den Tiefen der Erde käme und nach oben steige, ein langer, dröhnender und unaufhörlicher Ton einer noch ungeschriebenen Symphonie pathétique ...

Lange stehe ich auf der Asphaltstraße, oben, ein Stück unterhalb von Prösau, angelehnt an den warmen Stamm einer Esche, und atme die scharf riechende Luft ein, den Geruch, der hier alles durchdringt. Im Westen wird es allmählich dunkel, der Himmel nimmt eine opal-bläuliche Farbe an. Morgen reise ich ab. Es erscheint mir unglaublich, daß es nur zehn Tage waren. Mir kommt es so vor, als ob ich diesen Geruch schon lange Monate spüre. Als ob der Anfang der Geschehnisse, der Beginn des langen Films von Erlebnissen, die eben jetzt zu Ende gehen, irgendwo in weiter Ferne liege, und als ob alles, was zwischen dem ersten und dem zehnten Tage liegt, noch lebendig ist, irgendwie geordnet, ausgesprochen werden will; ich weiß bloß noch nicht recht wie. Eigentlich war es ja gar nichts so Ungewöhnliches. Es waren zehn Tage Alltagsleben, in denen sich kein Drama abspielte. Es kamen darin nur ganz gewöhnliche Menschen vor und sie taten ganz gewöhnliche Dinge. Und trotzdem fühle ich mich unruhig. Unwillkürlich kehre ich immer wieder zu dem ersten jener zehn Alltage zurück, der, wie ich schon jetzt weiß, nicht mit dem Entschluß begann, zu einer Reportage in die Glasfabrik Bleistadt im Bezirk Graslitz zu fahren. Es begann vielmehr im Abteil des Karlsbader Schnellzugs, wo ich jenem Menschen zum erstenmal begegnete ...

Vielleicht war es eine Halluzination, aber gerade in dem Augenblick, als ich mich von neuem von seiner Gestalt losmachen wollte, da erschien mir am Himmel, der jetzt schon silbrig-blau aussah wie eine riesige Filmleinwand, das Abteil, in dem wir beide allein saßen. Nachdem ich ihm gesagt hatte, wohin ich fahre, sagte er, wie ohne Vorbereitung, mit skeptischen Lächeln, die ersten und entscheidenden Sätze meines Erlebnisses:

„Warum? Weil das vergebliche Liebesmüh ist. Bleistadt! Falkenau! Graslitz! Und da wollen Sie Reportagen über irgendwelchen Aufbau schreiben. Dort wird doch sein Lebtag niemand heimisch! Sie müßten bloß einmal dort die Verhältnisse kennen lernen! Dort ist der Hund verreckt, mein lieber Herr, und den wird keiner mehr ausgraben! Dort ist kein Leben, dort ist das Ende der Welt, das sage ich Ihnen, das können Sie mir glauben."

An der nächsten Station stieg er aus. Er klopfte mir freundschaftlich auf die Schulter: „Dann also viel Glück. Schade, daß wir nicht mehr Zeit hatten, aber Sie werden schon selber sehen."

Es stiegen weitere Leute zu und seine Gestalt — graue Augen in einem sonnengebräunten Gesicht, etwas gelichtete Haare und eine schöne sonore Stimme — verschwand mir nach einer Weile aus dem Gedächtnis. — Ich sehe mich jetzt im Gespräch mit dem neuen Reisenden im Abteil. Das Bild wird jedoch allmählich dunkler und erlischt für einen Augenblick im Autobus auf der Bezirksstraße. Ein junger Mensch — ich würde ihn auf 17 Jahre schätzen — der drei Plätze vor mir sitzt, singt für sich und den vollgestopften Autobus: „Ach da komm nur, Du siehst so blaß aus!" — Der Schaffner ermahnt ihn zur Ruhe und die Leute lachen. Unter den Rädern des Autobusses erhebt sich an einer Wegbiegung eine Wolke dunklen Staubes, die noch lange wie eine Rauchwolke in der Luft steht. Alle Augenblicke fällt der Autobus in ein tiefes Schlagloch und jammert dann jedes Mal aus allen Fugen. Die Leute stehen dicht gedrängt, an den Kurven hört man tschechische, deutsche, slowakische, ungarische und bulgarische Worte, und zwar von der kernigsten Art. Ich setze mich auf meinem Platz zurecht, um ein bißchen Luft zu schöpfen und durch die Leute hindurch sehe ich auf ein verstaubtes Fenster. Ich erschrecke: aus dem milchigen Glas schaut mich mit freundlichem Lächeln das Gesicht des Herrn aus dem Schnellzug an.

Ich vergaß dieses Gesicht endgültig erst im Büro des Direktors der Glasfabrik in Bleistadt, Jaroslav Šinkmajer. Von ihm und seinen nächsten Mitarbeitern erfahre ich die Geschichte des Werkes aus den letzten Jahren. Dabei habe ich von neuem das erregende Gefühl, das wir stets haben, wenn wir uns in die Fachwelt begeben, die uns ihre Geheimnisse eröffnet und deren Begriffe wir zum ersten Mal vernehmen. Wenn wir hinter den nüchternen Worten der Fachleute den riesigen Komplex von Problemen ahnen, den Berg von Aufgaben und Schwierigkeiten, der zu überwinden ist, damit Arbeiter, Techniker, Forscher und Organisatoren aus der so oft verfluchten C-Wanne in Bleistadt zum ersten Mal in der Tschechoslowakei Flachglas nach einer neuen Methode ziehen, die die Erkenntnisse dieser Arbeitsweise in der Welt mit dem Scharfsinn und den Erfahrungen unserer Leute kombiniert. Wir gehen durch die Fabrik und vor meinen Augen wechseln die Bilder über die Entstehungsgeschichte des Glases: eine feuchte Unterwelt, ähnlich den Katakomben, die Stammabteilung mit Bergen von Sand, Soda und Glaszusätzen. Die Schlünde der Siemens-Martin-Öfen, zu denen unaufhörlich mechanisch die Glasrohstoffe mit einer Beimischung von Scherben herangebracht werden. Riesige Röhren, durch die unter Druck Generatorgas in den Ofen strömt. Der Lärm der Kühlanlagen. Kleine Fenster, die eine unerträgliche Glut ausstrahlen und durch die ich durch ein blaues Schutzglas zum ersten Mal im Leben einen 42 m langen glühenden Strom sehe, 1200 Tonnen Glasmasse 1460 Grad heiß, die auf geheimnisvolle und wie die Fach-

leute sagen noch unerforschte Weise vorwärts strömt. Es ist ein phantastischer Anblick — der Glasstrom ist wie lebendig und darüber leuchtet der Brand des brennenden Gases. Das war eine lange Episode in meinem Film. Endlich wird das Bild unterbrochen. Das Beobachtungsfensterchen des Ziehaggregats; aus der Tiefe dringt es zwischen den Walzen nach oben, ein weiches, ununterbrochenes Band von Glas. Über dem Ofen oben kommt es bereits gekühlt und gehärtet in die Hände des Arbeiters, der es mit sparsamer Bewegung in der Rinne des Diamantschneiders bricht.

Es ist eine unaufhörliche Bewegung. Tag und Nacht brennt dieser Strom gläserner Lava, wird die Kohle zu den Generatoren herangebracht, verlassen Kisten mit Glas die Fabrik. Tausende von Tonnen. Die Fabrik gleicht einem vernunftbegabten lebendigen Wesen. — Auf den Aggregaten der C-Wanne steht mit Kreide geschrieben: „Abenteuerlich", „Spaßig", „Zuchtsau", humorvolle Aufschriften aus der Zeit, als die neue Methode des Ziehens unmittelbar aus der Tiefe Monate lang nicht gelingen wollte. Ganze Kilometer Glas zogen die Männer, schwitzend, abgeschunden, wütend, und dann wanderte alles auf den Scherbenhaufen, von Dezember 1958 bis zum Mai 1959! Hunderte von Schichten vergeblicher Arbeit — und trotzdem hielten alle mit verbissener Hartnäckigkeit durch, bis die notwendige Qualität erreicht war. Auch jetzt ziehen sie noch Tag und Nacht das Glas, sie fügen dem Plan Meter und Kilometer an und gleichzeitig wird die Erforschung bisher ungelöster Probleme fortgesetzt.

Das Werk arbeitet, es erhebt sich, um die angespannten Forderungen des Planes erfüllen zu können, und es verändert dabei gleichzeitig seine Gestalt. Das Werk wird rekonstruiert. Millionenbeträge investiert der Staat in neue Anlagen. Mein Film auf der Leinwand des Horizonts, der jetzt schon abendlich grau ist, verdunkelt sich durch die mächtige Konstruktion der Generatorenstation, in der die Sterne der Schweißapparate aufglühen, er dringt ein in das Gebäude der neuen Glasschneiderei, des Kraftwerks, des neuen Ausladeplatzes.

Meine Führer tragen eine Unzahl von Problemen mit sich herum: Es fehlt an Arbeitern; die komplizierten Fragen der aus vielen Nationalitäten bestehenden Belegschaft; der Plan und immer wieder der Plan, der drängt und der da heißt eine Million zweihunderttausend Wohnungen mit Millionen von Quadratmetern Fenstern und darüber hinaus noch die Produktion für den Export; der Bau neuer Öfen; Standgeld für nicht ausgeladene Waggons; Wohnungen für die Arbeiter, das neue Lohnsystem; die täglichen Verhandlungen mit den Ingenieuren, die den Umbau des Werkes leiten.

Sie erklären mir ihre Arbeit, ihren Alltag. Zahlen und Produktionskurven veranschaulichen mit steigenden Linien die Ergebnisse in Stückzahlen, Metern, Prozenten und Kronen. Wie steil wären dagegen jedoch die Kurven des Willens, der Opferbereitschaft und des Talents dieser Leute, die kein Statistiker aufzeichnet und die von keiner vorgesetzten Dienststelle angefordert werden, die auch niemand bezahlen kann und die doch durchaus real sind. Sie haben sich in jede Tafel Glas wie ein kostbarer Schwur eingeschmolzen.

Gerade darüber dachte ich nach, als sich die Rede von Produktionsfragen entfernte und dem Leben der Menschen zuwandte, die als Erste in meine Reportage eingetreten waren. Die Frage, wie man hier in Bleistadt lebe, stieß mich gewissermaßen aus der Höhe in die Tiefe zurück. Etwas fiel von ihnen ab. Einer winkte bloß mit der

Hand ab, ein anderer sagte: „Da brauchen Sie bloß meine Frau zu fragen!" Und ein dritter sagte:

„Was wir hier für ein Leben führen? Viermal in der Woche gibt es Kino. Das ist alles. Nach Falkenau und Karlsbad können wir abends nicht fahren, weil der nächste Zug für die Rückfahrt erst früh fährt. Das Wirtshaus da an den Bahnschranken und der Klub, der funktioniert nicht. Gastspiele aus Prag können wir uns nicht leisten — 3500 Kronen, davon 870 für einen populären Schauspieler pro Abend, das ist zuviel für uns. Das tschechoslowakische Fernsehen ist hier nicht zu sehen. Wenn man nicht zu müde ist, liest man ein Buch oder hört ein bißchen Radio. Aber wann ist das schon der Fall. Wegen der Fabrik muß man oft genug auch in der Nacht aufstehen wie bei einem Patienten oder wie bei einer kalbenden Kuh. Ach was, von hier möchte man am liebsten weg!"

Ich erschrak und blickte mich nach der Tür um. Mir schien, als sähe ich meinen Bekannten aus dem Schnellzug, wie er still in den Raum eintrat, lächelte und mit den Achseln zuckte ... Nein! Abwarten!

Am Tage darauf war ich erneut in die Fabrik gegangen. Auf der Leinwand des abendlichen Horizonts sehe ich ein Gesicht der Menschen von den verschiedenen Produktionsstätten nach dem anderen: den Arbeiter am Ofen, den Schleifer, die Mädchen aus der Werkstatt, wo die Spiegel gemacht werden, den Beamten, den Chauffeur, wie sie mir auf meine Fragen antworten:

„Mein Junge sagt zu mir: Vater, kauf mir doch einen Fernsehapparat, der tschechisch spricht!"

„Es gibt keine Gelegenheit zum Tanzen."

„Unsere Kinder wachsen heran und von einer wirklichen Kultur kann hier nicht die Rede sein."

„Sie fragen, warum der Klub nicht funktioniert? Das machen ja alles bloß zwei und eine Tätigkeit gibt es überhaupt nicht. Sie führen Filme vor."

„Was die Volkshochschule hier macht? Gar nichts. Oder fast nichts. Sie hat nicht einmal einen ordentlichen Raum. Sie hat einen sauber geschriebenen Tätigkeitsplan, Kurse, ein bißchen Singen, ein bißchen Schulung. Das ist mager, auch wenn es erfüllt wird."

„Gehen Sie bloß einmal ins Wirtshaus. Dort können Sie Kultur sehen!"

„In Graslitz? Dort ist alles wie ausgekehrt."

„Die Umgebung ist ja schön und die Leute verdienen hier auch, aber etwas fehlt hier noch, damit sich alle wie zu Hause fühlen. Nichts wie Arbeit! Das geht auf die Dauer nicht. Und das ist nicht nur bei uns so. Sie sollten hier einmal das Leben kennen lernen!"

Auf der Leinwand des Horizonts öffnet sich ein Stück meines Tagebuches. Und die Füllfeder schreibt:

Er wird wohl Recht haben. Man kann keine Reportage über das Glas in Bleistadt schreiben und nicht wissen, was drumherum vor sich geht. Warum taucht alle Augenblicke aus der Dunkelheit mit mephistophelischem Lächeln der Herr aus dem Schnellzug auf und warum sind auch die Leute im Grunde unzufrieden, die kein doppelsinniges Lächeln haben, sondern offene ehrliche Gesichter und die Kraft, hier ein Pionierleben voller Arbeit zu führen. Haben sie Recht? Ist das die ganze Wahr-

heit? Wo steckt der Fehler? Wie lebt man nun eigentlich wirklich hier an der Westgrenze? Ich will das wissen.
Am Tage darauf setzte ich mich in den roten Graslitzer Motorwagen auf dem Falkenauer Bahnhof, der mit Ausnahme des neuen Selbstbedienungsrestaurants so schmutzig und unfreundlich ist, daß er in einem Wettbewerb um den verkommensten Bahnhof der Republik sicher den ersten Preis erringen würde. Es ist ein kalter Morgen. In meinem Film hat dieser Tag fünf Bilder.
1. Ein Abteil im Zuge. Hinter dem Fenster die Abhänge der Berge, steil und stumm, als ob sie unter der Berührung von Reif und des ersten Frostes erstarrt seien, der sich auf Farne und Birken gelegt hat. Ein blendender Himmel. Das Licht ist blau und golden und liegt auf allen Menschen. Ein junger Mann mit Brille liest laut die Antwort des Genossen Chruschtschow im (amerikanischen) Wirtschaftsklub. Erst hört ihm der Nachbar zu, dann das ganze Abteil.
2. Auf dem Marktplatz in Graslitz sammelt ein Baggerlöffel die Reste abgerissenen Gerümpels auf. Er ist unersättlich und der gesäuberte Raum wird immer größer. Im Schaufenster eines neuen Lebensmittelgeschäftes ist das Projekt der künftigen Platzgestaltung ausgestellt. In zwei Jahren soll hier ein Kulturhaus und ein großes Wohnhaus mit Selbstbedienungsladen stehen. Die Leute bleiben vor der schönen Zeichnung stehen und einer sagt: „Wenn das bloß nicht wieder vier Jahre dauert, wie beim Kino!"
3. Der weißhaarige Leiter der Volkshochschule befestigt an der Ecke ein großes Plakat mit schönen Zeichnungen und folgendem Text:
„Von allein springen sie nicht in den Sack. Deshalb alle am Samstag und Sonntag zur Aufbauschicht beim Kartoffellesen!"
Vor dem Plakat bleibt ein Waldheger stehen, ein mächtiger Kerl mit einem Försterhut und hellgrünen Reithosen. Der von der Volkshochschule fragt ihn gutmütig:
„Na, kommste auch?"
„Wird das auch bezahlt?"
„Für Dich gibt es natürlich Extrabezahlung. Freiwillige Arbeit, mein Lieber, nicht wahr, Genosse! Umsonst!"
„Wenn mir das ein Jüngerer gesagt hätte, hätte ich ihm eine geklebt. Im Wirtshaus geben sie mir umsonst nicht einmal einen Knödel!"
Der Waldheger räuspert sich und geht geräuschvoll ab. Zwei Frauen vom gegenüberliegenden Fußweg lesen das Plakat.
Der Mann von der Volkshochschule verbessert noch einen Buchstaben auf dem Plakat.
„Haben Sie das selber gemalt?"
„Nein, der Architekt Bárta vom Bauunternehmen. Der hilft immer. Er hat daran bis zwei Uhr nachts gesessen."
4. Ich fahre mit dem Bezirkskulturinspektor Zdeněk Píša auf die Baustelle der Filiale der Pilsener Leninwerke nach Rothau.
„Werden denn die Leute zu dieser Kartoffelbrigade gehen?"
„Sie gehen schon. Von der Spitzenfabrik Krajka, von der Instrumentenfabrik Amati, von den Schulen, vom Bezirksamt und von der Parteileitung."
„Auch aus der Stadt?"
„Wenige, aber auch welche."

„Warum ist in Bleistadt die Kultur so völlig auf dem Hund? Die Leute haben dort nichts."

„Sie haben dort einen schön ausgestatteten Klub. Zwei Leute lassen sich als Klubleiter bezahlen und tun nichts. Wenn die Gewerkschaft arbeiten würde, müßte der Klub funktionieren."

„Können Sie denn nichts dazu tun?"

„Wissen Sie, das ist schwer. Wir können ihnen da nicht hineinpfuschen. Das ist Sache der Fabrik."

„Wirklich? Und Ihre Sache ist das gar nicht?"

?

„Und was ist in Graslitz? Die Leute sagen, dort sei außer dem Kino auch nichts los."

„Es ist schon was los, aber wenig und unregelmäßig. Wir hatten mit einem Musikfrühling angefangen. Auch das Fernsehen wird zu sehen sein. Ein Umsetzer wird schon gebaut. Es gibt Vorträge und Kurse. Da ist das Ensemble von Amati. Manchmal werden Gastspiele veranstaltet. Früher war das besser. Da kam ab und zu das Theater aus Karlsbad hierher, manchmal auch aus Prag. Vorläufig gibt es aber keine entsprechenden Räumlichkeiten. Wenn erst einmal das Kulturhaus gebaut ist, dann werden alle Möglichkeiten vorhanden sein und man wird auch tanzen können. Vielleicht kommt auch wieder eine Laienspielgruppe zusammen. Ein Schwimmbad ist geplant. Es könnte alles eher da sein als geplant ist. Es sind bloß zu wenig Leute bereit, mitzuarbeiten. Wir brauchen Leute. Wer eine Kunsthochschule absolviert hat oder wenigstens irgendwelche Fachkurse, der sitzt lieber in acht Jahren in Prag oder in Karlsbad. Wir tun, was wir können. Aber das ist immer noch furchtbar wenig. Sie sagen Heimat. Eine gute Kultur wird sie ihnen geben. Sie wird den Leuten das Gefühl des Provisorischen nehmen und dem Wort Grenzgebiet seinen unangenehmen Beigeschmack."

5. Abends auf dem Wege vom Bahnhof Falkenau nach Reichenau. Durch die Stadt fahren in ununterbrochener Kette eine Menge Autos. Abgeschundene Personenwagen, Lastautos, Traktoren. Sie wirbeln einen braunen scharfen Staub auf und eilen nach Rothau, nach Bleistadt, nach Theussau, in die Reichenauer Glasfabrik, zu den Staatsgütern, zu den Genossenschaften, auf den Bahnhof, zum Steinbruch, in die Brikettfabriken, auf Baustellen, zu den Zügen der Tagbaue. Man spürt den Rhythmus, den Schweiß, einen scharfen Geruch. An der Ecke bei der Brücke hängen dicht nebeneinander Plakate „Stenographiekurse", „Arabischer Sprachkurs", „Rhythmische Übungen für Mädchen", „Der Umbau unseres Schulwesens", „Deutscher Sprachkurs", „Kochkurse", „Griechisch-römischer Ringkampf".

Beim Autobusbahnhof ist das neue Fertighaus seit dem Morgen vielleicht um ein halbes Stockwerk gewachsen. Auf dem Brückenkran sind die Lichter angegangen. Das Haus ist weiß wie aus Zucker und der Kran hebt weitere Fertigteile empor.

Das letzte Bild verdunkelt sich. Als ich einschlief, fiel mir ein, daß sich mir heute der Herr aus dem Schnellzug nicht gezeigt hatte.

Volkstum und Gesinnung / Karl Kern

Die sudetendeutschen Sozialdemokraten in Skandinavien

Die sudetendeutschen Sozialdemokraten hatten es im Jahre 1938 nicht nötig, ein ausdrückliches Bekenntnis zu ihrem Volk abzulegen. Sie hatten das schon sehr eindringlich in den Jahren 1918 und 1919 getan — damals nämlich, als sie unter der Führung Josef Seligers für das Selbstbestimmungsrecht der Sudetendeutschen kämpften. Für sie galt, was Karl Bröger zu Beginn der Weimarer Republik über die Beziehungen der deutschen Arbeiter zu Volk und Vaterland geschrieben hatte — Beziehungen, die sich während des Ersten Weltkrieges auf den Schlachtfeldern offenbarten:

„Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
bloß wir haben sie nie mit einem Namen genannt.
Herrlich offenbarte es erst deine größte Gefahr,
daß dein ärmster Sohn auch dein getreuester war."

Das nationale Bekenntnis Seligers, durch die Tat bewiesen, hinderte allerdings viele Sudetendeutsche nicht, die sudetendeutschen Sozialdemokraten des „Volksverrats" zu zeihen — die wie die deutschen Arbeiter im Kaiserreich in weiten Kreisen als „vaterlandslose Gesellen" verschrieen waren. Dennoch war das Bekenntnis Seligers von zäher nationaler Arbeit seiner Parteifreunde gefolgt: wer wollte leugnen, daß der Kampf der sudetendeutschen Sozialdemokraten um die Erhaltung der deutschen Schulen und Arbeitsplätze, um die soziale Sicherung der sudetendeutschen Arbeiter und Arbeitslosen, um die nationale Gleichberechtigung auf allen Lebensgebieten nationale Arbeit im besten Sinne des Wortes war? Die Methoden dieses Kampfes verändern sich von Zeit zu Zeit: bis zum Jahre 1929 waren die sudetendeutschen Sozialdemokraten in strikter Opposition gegen die Regierung der Tschechoslowakei, in die schon 1926 zwei sudetendeutsche Parteien Vertreter entsandt hatten; und dann waren die „Aktivisten": Sozialdemokraten, Landbündler, Christlichsoziale und Deutschdemokraten durch einige Jahre hindurch bemüht, den sudetendeutschen Forderungen innerhalb der Regierung Anerkennung zu verschaffen. Ihre Arbeit scheiterte an dem geschlossenen Widerstand der Tschechen, an den Folgen der Wirtschaftskrise und schließlich infolge der nationalsozialistischen Machtergreifung im Reich.
Selbst das Bekenntnis der sudetendeutschen Sozialdemokraten zur — zugegebenermaßen sehr mangelhaften — „tschechoslowakischen" Demokratie, das sich bis zuletzt in sehr eindeutiger Ablehnung des Nationalsozialismus äußerte, war vor allem ein Bekenntnis zum eigenen Volk. Man erinnere sich noch des Aufrufes, den Wenzel Jaksch im Namen seiner Parteifreunde in letzter Stunde an die Sudetendeutschen

erließ: „Hitler — das ist der Krieg!" Und von einem solchen Krieg war für das Sudetendeutschtum schlechthin alles zu befürchten. Die äußerst lückenhafte tschechoslowakische Demokratie erschien den sudetendeutschen Sozialdemokraten mit Recht als ein kleineres Übel denn die „Befreiung" ihres Volkes durch jenen Nationalsozialismus, über dessen wahres Wesen sie sich von der ersten Stunde an ebensowenig einer Täuschung hingaben wie sie sich jemals von den kommunistischen Lockungen betören ließen. Sie haben es abgelehnt, in der Henleinpartei aufzugehen, und so hatte nach dem Zweiten Weltkriege ihre Stimme besonderes Gewicht: wenn sie sich nun gegen die Verbrechen wandten, die an ihrem Volke begangen wurden, konnte man sie nicht mit dem demagogischen Hinweis auf jene „Mitschuld" abtun, die den Sudetendeutschen von weitaus schuldigeren Völkern und Politikern angedichtet wurde und wird.

Diese Feststellungen sind von einiger Bedeutung. Sie müssen sogar zum Ausgangspunkt einer Betrachtung genommen werden, die das Wirken der landesflüchtigen sudetendeutschen Sozialdemokraten während des Krieges und in den ersten Jahren nach dem Kriege zum Gegenstande hat. Denn es ist leider wahr, daß sie von mancher Seite um just dieses Wirkens willen der „Feindschaft gegen Deutschland und das deutsche Volk" geziehen wurden, während es ihnen doch in Wahrheit darum ging, das Volk vom Nazismus zu befreien, der es in das Unglück des Krieges gestürzt hatte. Man kann den sudetendeutschen Sozialdemokraten ebenso vorwerfen, daß sie zu keiner Zeit augenblickliche nationale oder parteipolitische Vorteile erstrebt, gebilligt und in Anspruch genommen haben auf Kosten und in Verleugnung der Grundsätze, die ihnen die Politik als eine sittliche Aufgabe erscheinen lassen, wenn das eben als ein Vorwurf gelten kann.

Das bedeutet nun nicht, daß ihre Partei sich immer und in allen Stücken richtig benommen habe. Auch ihre Anhänger waren von Vorurteilen gegenüber politisch Andersgesinnten erfüllt, auch sie hat das Trennende dem Einigenden häufig vorgezogen, und es sei zugegeben, daß sie, soweit sie sich zum Marxismus bekannte, ideologische Überheblichkeit und praktische Unduldsamkeit äußerte. Politik wird eben doch nicht von Engeln, sondern von Menschen gemacht.

*

Als die Abtretung des Sudetenlandes an Hitler-Deutschland im Gange war, löste sich die sudetendeutsche Sozialdemokratie als Partei nicht etwa auf: die Partei stellte lediglich ihre Tätigkeit zeitweilig ein, da ihr das eigentliche Arbeitsfeld entzogen war. Ihre Führer beschäftigten sich vielmehr zunächst mit der Rettung der am meisten gefährdeten Männer und Frauen. Sie, die durch die Flucht ins Ausland den Konzentrationslagern und den Henkern des Hitlerismus entgangen waren, hatten das Gelöbnis getan, ihrer Gesinnung treu zu bleiben und gemäß dieser Gesinnung auch unter neuen Verhältnissen zu arbeiten. Sie haben Wort gehalten — zum Wohle des ganzen Volkes.

In die skandinavischen Länder kamen alles in allem etwas mehr als fünfhundert Flüchtlinge; die ersten trafen schon im November 1938 in ihrer neuen Heimat ein, die letzten waren die „Kapitäne", die in Prag ausgehalten hatten und bei ihrer Hilfsarbeit für die gefährdeten Genossen durch die Besetzung der Rest-Tschechoslowakei überrascht worden waren. Unter ihnen befand sich Wenzel Jaksch, der sich

seiner Ergreifung durch die Nationalsozialisten durch eine abenteuerliche Flucht entziehen konnte. Er kam mit dem Parteisekretär Siegfried Taub Anfang April 1939 nach Malmö, wo eine Sitzung der hier befindlichen Mitglieder des Parteivorstandes abgehalten wurde und begab sich dann nach England, wo er die Leitung der Exilgruppe übernahm. (Über seine politische Arbeit in London hat er selbst eingehend in seinem Buch „Europas Weg nach Potsdam" und in der Broschüre „Benesch war gewarnt" berichtet.) Die politische Arbeit der „Skandinavien-Gruppe" war der Arbeit der „England-Gruppe" beigeordnet. So blieb es während des ganzen Krieges. Und auch heute ist „die Schweden-Gruppe", wie man sie kurz nennt, ein Teil der Seliger-Gemeinde.

Der Hauptteil der politischen Flüchtlinge kam nach Schweden. Je einige Dutzend Landsleute fanden in Dänemark, Norwegen und Finnland Aufnahme. In Dänemark lebten sie zumeist nur von der Unterstützung durch den Matteotti-Fond; Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten gab es für sie so gut wie gar nicht. In Norwegen gründeten sie, nachdem sie in Oslo umgeschult worden waren, unter der Leitung des Malers Trapp ein Spielwaren-Kollektiv, das sich in Nakkerud ansiedelte und erst 1943 infolge des Eingreifens der Gestapo aufgelöst werden mußte. Die Flüchtlinge, die in Finnland Aufnahme gefunden hatten, siedelten nach Ausbruch des Winterkrieges teils nach Schweden, teils nach Norwegen über. Und als nach dem 29. August 1943 in Dänemark der schärfere Kurs der Besatzungsmacht einsetzte, flüchteten die dort ansässig gewesenen Sudetendeutschen nach Schweden, wo sich also dann die ganze skandinavische Gruppe vereinigte.

*

Das Verlassen der Heimat ist eine schwere Sache — ob es nun „freiwillig" wie im Falle der sudetendeutschen Sozialdemokraten erfolgt oder durch die Vertreibung. Als wir das Land unserer Väter verließen, sangen wir wehmütig „Nach der Heimat möcht' ich wieder . . .!" und wir schämen uns heute weniger denn je der Tränen, die wir dabei vergossen. Und es wurde schlimmer, als wir das Leben in der neuen Umgebung begonnen hatten: „Die Freude fand ich unter Schmerzen, den Ernst bei leerem Tand; Die Heimat fand ich erst im Herzen im fremden Land" — so sagt der Dichter, und er spricht wahr. Unser Zusammenhalten half uns ein wenig über diesen Schmerz hinweg. Und doch lebt er noch heute weiter . . .

Zunächst sei von dem Menschlichen und Sozialen die Rede, so weit die „Schwedengruppe" als Gesamtheit in Betracht kommt. Das will sagen, daß wir nicht nur über die politischen Flüchtlinge von 1938/39 berichten, sondern auch über das Schicksal der später gekommenen Landsleute. Denn die Sudetendeutschen, die heute in Schweden leben, sind in drei großen Wellen ins Land gekommen.

*

Die Flüchtlinge von 1938/39 hatten neben der Trauer um die verlorene Heimat soziale Schwierigkeiten mannigfacher Art zu bestehen. Am größten waren diese Schwierigkeiten zweifellos in Dänemark und in Finnland; aber auch in Schweden war das soziale Dasein der Flüchtlinge ziemlich bitter. — Die Landsleute in Norwegen waren zum größten Teile Handarbeiter, wenn sie auch den verschiedensten Berufen angehörten. Aber die Norweger sind als Gastvolk ungemein aufgeschlossen. Sie halfen

den Sudetendeutschen, die sich durch den Zusammenschluß zu einem Spielwarenkollektiv selber helfen wollten, zu Umschulung und gutem Start. Die Anlage Engene-Nakkerud wurde von den norwegischen Gewerkschaften angekauft und den sudetendeutschen Flüchtlingen zur Verfügung gestellt. Die Erzeugung ging an große Kaufhäuser. Nicht nur die Sudetendeutschen fanden ihre Versorgung, sondern es wurden auch viele norwegische Arbeiter aus Nakkerud beim Sudetenkollektiv angestellt. Der Betrieb war bald in das soziale Leben Norwegens hineingewachsen, wenn auch nicht verschwiegen werden soll, daß ein Kollektiv von der „intensiven" Art wie das von Nakkerud — man arbeitete nicht nur im Kollektiv, sondern wohnte auch zusammen! — Sudetendeutschen nicht „liegt". Es gab persönliche Konflikte der verschiedensten Art, doch wurden sie durch die Gefahr gedämpft, die allen Mitgliedern durch die Besatzungsmacht drohte. So erfolgte die Auflösung denn auch nicht durch unmittelbare Zerwürfnisse, sondern infolge der Flucht der Mitglieder nach Schweden. Der künstlerische Leiter, der Maler Georg Trapp und seine Frau, machten jedoch mit nazistischen Konzentrationslagern Bekanntschaft; Trapp selbst wurde nur wie durch ein Wunder dem Leben wiedergegeben. Er kam nach dem Kriege nach Schweden, als befreiter Konzentrationslager-Häftling von Ekel erfaßt ob der Zustände, die der tschechische Chauvinismus in der Heimat hervorgebracht hatte. Die nach Schweden geflüchteten Landsleute aus Dänemark und Finnland gliederten sich, wie auch jene aus Norwegen bald in das schwedische Arbeitsleben ein; dies wurde erleichtert dadurch, daß durch die Kriegsbereitschaft Schwedens Mangel an Arbeitskräften entstanden war. Die direkt nach Schweden gekommenen Flüchtlinge waren zu einem großen Teil Journalisten, Gewerkschafts- und Parteisekretäre und andere Angestellte der Arbeiterbewegung. Nicht nur sie, sondern zum größten Teile auch die Handarbeiter waren zunächst arbeitslos. Einzelnen Intellektuellen gelang die Umschulung in handwerkliche Berufe. Und fast alle Flüchtlinge kamen infolge der militärischen Bereitschaft und der Aufrüstung 1942 in das Erwerbsleben. Sie erwiesen sich als durchgehend fleißig, anstellig und tüchtig. Die Intellektuellen unter ihnen machten keine Ausnahme. In kurzer Zeit galten fast alle als Facharbeiter, und nur die ganz Alten waren weiterhin auf die Unterstützung angewiesen, die durch „Arbetarrörelsens Flyktinghjälp" gewährt wurde. Die sudetendeutschen Flüchtlinge legten, zum Unterschied von einigen anderen Flüchtlingsgruppen, im allgemeinen Wert darauf, in gute, moderne Wohnungen zu kommen — dies war bei der damaligen Lage auf dem Wohnungsmarkt möglich —, auch wenn sie sich dadurch sozial oft schwer belasteten; es lag ihnen nicht, sich mit einem Armenhaus-Dasein abzufinden. Fleiß und Sparsamkeit halfen ihnen dabei.

Durch ihre Lebensart hatten sie zu den alten Freunden — aus der Arbeiterbewegung — neue Freunde gewonnen, als es im Herbst 1945 galt, einige hundert Landsleute aus den Wirren der Aussiedlung zu retten und nach Schweden zu bringen. Es handelte sich um Angehörige und Freunde der in Schweden ansässigen Sudetendeutschen. Die Regierung stimmte der Ausrüstung einer Autobus-Kolonne des Schwedischen Roten Kreuzes zu, die Freunde aus „Arbetarrörelsens Flyktingshjälp" halfen bei der Erledigung der technischen Dinge und die in Schweden lebenden Sudetendeutschen brachten durch die Opferung eines Wochenlohns die Beträge auf, die für die zweimalige Entsendung der Autobus-Kolonne nötig waren. Der damals in den USA lebende Sudetendeutsche Bruno Rother aus Brünn hatte aus eigenem 10 000

Kronen gesammelt, die er für diese Aktion zur Verfügung stellte. Ende Dezember 1948 kam die erste Hälfte dieser Neu-Flüchtlinge nach Schweden, Ende Januar 1949 der Rest. Um richtig zu würdigen, was dies moralisch bedeutete, muß man wissen, daß damals alles, was deutsch hieß, von aller Welt mit Füßen getreten wurde. Angesichts der sudetendeutschen Tragödie fiel die Errettung von 300 Menschen zahlenmäßig nicht ins Gewicht. Daß aber die schwedische Regierung die Rettungsaktion unterstützte, bedeutete die Verurteilung der Austreibung durch sie. Kein anderes Volk hat auch nur mit Worten den Bruchteil dessen für die Sudetendeutschen getan, was damals Schweden durch die Tat geäußert hat. — Auch diese dreihundert Neu-Flüchtlinge waren in kurzer Zeit in das Erwerbsleben eingegliedert. Sie rechtfertigten den guten Ruf, den sich die früher gekommenen Sudetendeutschen in Schweden erworben hatten. Für die entscheidenden schwedischen Persönlichkeiten waren die Sudetendeutschen schon damals ein tüchtiges, bescheidenes Volk. Und diesen Ruf erwarben sie sich weniger durch Propaganda — die wirkungslos geblieben wäre — als dadurch, daß sich jeder Einzelne Ansehen und Achtung zu erwerben vermochte. Als dann 1947 der Mangel an Arbeitskräften in Schweden sehr stark bemerkbar wurde — die Schweden hatten einen intakten Produktionsapparat, während die Industrie vieler kriegführender Länder zerstört, der Bedarf an Gütern überall jedoch sehr groß war —, beschloß die Regierung, ausländische Arbeitskräfte ins Land zu rufen. Man wollte vor allem Sudetendeutsche haben; sie hatten sich von allen Flüchtlingsgruppen am besten bewährt. Zunächst versuchte man, Sudetendeutsche aus Deutschland zu holen. Die Okkupationsbehörden lehnten ab; die sudetendeutschen Vertriebenen in Deutschland wurden als deutsche Staatsbürger angesehen. So wandte man sich denn nach Österreich, wo die Sudetendeutschen nicht Staatsbürger waren und als Belastung empfunden wurden. Auf Grund eines Vertrages mit den Okkupationsbehörden in der britischen und der amerikanischen Zone wurden rund 2000 Sudetendeutsche in geschlossenen Transporten nach Schweden gebracht und sofort in das Erwerbsleben eingegliedert. An dieser Aktion nahmen im Auftrage der schwedischen Regierung der jetzige Bundestagsabgeordnete Ernst Paul und der Verfasser, der jetzige Vorsitzende der Treuegemeinschaft sudetendeutscher Sozialdemokraten in Skandinavien, als Berater teil. Diesen 2000 nach Schweden geholten Sudetendeutschen schlossen sich etwa 2300 durch Einzeleinwanderung aus Deutschland an; diese Einzeleinwanderung hörte erst Anfang 1952 auf. Heute leben etwa 5500 Menschen sudetendeutscher Abstammung in Schweden; etwa zwei Drittel von ihnen haben die schwedische Staatsbürgerschaft erworben. Fast alle nehmen an dem Wohlstand teil, den das schwedische Volk erreicht hat. Die Eingliederungsschwierigkeiten, die es bei den meisten anderen Flüchtlings- oder Ausländergruppen in Schweden gab, waren bei den Sudetendeutschen überhaupt nicht zu bemerken, es sei denn, daß die Sudetendeutschen durch Fleiß und Sparsamkeit aufgefallen sind; manchmal fallen sie dadurch sogar unangenehm auf. Die in der Landschaft Smaaland lebenden Schweden galten als Sinnbild des Fleißes und der Sparsamkeit; eine smaaländische Zeitung schrieb 1949, daß es *zweier* „Smaalänningar" bedarf, um *einen* Sudetendeutschen zu bekommen. Den Lesern, die ob solcher „Tugendhaftigkeit" erschrecken, sei verraten, daß der Schreiber dieser Betrachtung vollkommen aus der Art geschlagen ist: aber es geht auch ihm nicht schlecht.

(Schluß im nächsten Heft)

Hans Deißinger 70 Jahre / Josef Schneider

Am 19. Juli feierte der in Mies in Westböhmen als Sohn eines Volksschullehrers geborene Dichter Hans Deißinger seinen 70. Geburtstag. Der seit 1936 in dem kleinen Anthering bei Salzburg ansässige Sudetendeutsche gehört zu den Stillen im Lande. Dem aus hoher künstlerischer und sittlicher Verantwortung schaffenden Dichter bedeutet die Kunst eine ernste, große Aufgabe. Meisterhaft beherrscht er das raunende, singende, von ihm nie entweihte Instrument der Sprache: ein Dichter, dem das Göttliche heilig, das Menschliche brüderlich nahe ist. Hans Deißinger hat darum niemals den lauten Erfolg gesucht, sondern stets um das Wesentliche irdischen Daseins und um Echtheit und wahre Größe der Kunst gerungen. Dafür bildete die mächtige, reine Welt der Alpen, die seine zweite Heimat wurde, den schützenden und fördernden Hintergrund. Deißingers eigene Worte über die Kunst deuten an, auf welchem Wege man zu seinem dichterischen Werke gelangen kann:

„Kunst dürfte nicht Sache des Genießens sein — im Sprung, im Saus, hinter Coupéfenster, im Logensitz, bei gedeckten Tischen, auf der Straße, von der Schreibmaschine weg, rasch, eine Messerspitze, einen Schluck, eine Dosis, — wie man ein Knösplein abknipst im Vorübergehen, die Feder ausspritzt, ein Likörglas leert. Kunst gibt sich niemandem, der es leicht mit ihr nimmt. Erworben, mühsam erarbeitet will sie sein, langsam, gründlich, in ernstem Vordringen, Schritt für Schritt, voll Glut und Bereitschaft; und nicht nur von den Ausübenden, sondern auch von den Empfangenden ... Einst lebten Menschen, die hatten die Stille und Kunst, Stille und Gott. Aber es kamen andere, die hatten Unstille und sich, Bewegung und sich, Tempo und sich: das Kunstwerk später Geschlechter."

Deißingers Kunst wächst noch aus Gott — und aus der Stille, aus dem Mythos, und sie will auch in solcher Atmosphäre aufgenommen werden. Doch ist Deißingers Schaffen keineswegs weltfern. Kündete nicht schon sein 1932 erschienener Gedichtband: „Erde, wir lassen dich nicht?" Die Schicksale seiner Menschen entwickeln sich allerdings aus dem Seelischen — und aus dem Mythos, und über allem Geschehen steht, oft unausweichlich, eine magische Gewalt, die ein Menschenschicksal bestimmt. Das zeigen vor allem die „Alpennovelle" und „Das Zaubermal".

Daneben stehen die Romane „Der Menschenhai" und vor allem „Das ewige Antlitz", ein schon vorher erschienener deutsch-französischer Verständigungsroman. Zu Beginn des Ersten Weltkrieges überwindet hier die Liebe eines Deutschen zu einer Französin den vergiftenden nationalen Haß. Gerade dieses Werk erweist die sprachliche Meisterschaft des stark von der Musik her bestimmten Dichters. — Aus einem Dramenwettbewerb des Sudetendeutschen Verlages Franz Kraus ging das Schauspiel „Geschwister" preisgekrönt hervor. Es erlebte 1936 in Warnsdorf seine Uraufführung und 1937 im Wiener Burgtheater seine österreichische Erstaufführung. Andere Arbeiten, die sich wohltuend vom literarischen Getriebe der Gegenwart abheben würden, ruhen als Manuskripte in der Schreibtischschublade. — Die Sudetendeutsche Landsmannschaft hat das dichterische Gesamtwerk Deißingers beim X. Sudetendeutschen Tag in Wien 1959 mit einem Förderpreis gewürdigt.

In einer Selbstdarstellung sagt er Wesentliches über seine Herkunft, über Weg und Wollen als Künstler aus:

„Als Familienverhältnisse es notwendig machten, daß ich nach Abschluß der Gymnasialstudien Vaterstadt und Geburtsheimat verließ, ahnte ich nicht, daß es ein Abschied fürs Leben sein sollte. Wohl durfte ich meine Lehrerlaufbahn als Supplent am Staatsgymnasium in Asch beginnen, aber die Versetzung nach Salzburg ließ Österreich endgültig zu meiner zweiten Heimat werden. Damit war auch den Anfängen meiner dichterischen Bemühungen entscheidend die Richtung gewiesen.

Zwei Erlebnisse galt es in erster Linie zu bewältigen: das Erlebnis Mozart und Bruckner und die Erscheinung „Berg". Das Gebirge offenbarte sich mir, der ich von der schlichten Wald-Acker-Schönheit des Egerlandes erfüllt war, als ein Gebilde voller Mystik, voller Dramatik und voll unerhörter Spannungen. Ich geriet in einen Rausch, in einen Taumel von Verzückung, sooft ich mich näherte; Natur, der ich von Jugend an verschworen war, stürzte in überwältigender Größe auf mich ein. Und alsbald geschah es, daß ich in das geheimnisvolle Geschehen eines tief erregenden Schauspiels gezogen wurde. Es ließ mich nicht los, bis einige von den Vorgängen, welche die innere Szenerie bevölkerten, erkennbar wurden. Das ergab dann, ins Menschliche übertragen, ein Stück Dichtung. Die Bergwelt des Hochkönigs, der übergossenen Alm, tat es mir vor allem an. Das Glück wollte es, mein Schwiegervater, Geologe und Gletscherforscher von Beruf, besaß in dem Pongauer Örtchen Mühlbach ein Sommerhaus. Das gab mir oftmals einen Ferialstützpunkt ab. Bei tagelangem, aufwühlendem Umherstreifen auf den Moorböden des Mitterfeldes, bei einsamen Wanderungen am Fuße der Mandlwand, der Thorsäule, in Augenblicken, wo das kleine Menschen-Ich, von Schauern überwältigt, verflüchtigte, um in einem Größeren, Bedeutenderen aufzugehen, wurde mir das mythische Geschehen der „Alpennovelle" und des „Zaubermales" zuteil.

Die Welt des Musikalischen aber- die Fähigkeit reiferen Lebensalters, die Dinge nicht nur mit dem äußeren, sondern auch mit dem inneren Auge zu sehen, sie nicht nur mit stammelnder, mit gezügelter Lippe abzuschildern, sondern auch zu beurteilen, führten zu dem Erlebniskreis „Sudetenheimat" zurück; sie führten ihn aus der zeitweiligen Versenkung neuerlich herauf, sie führten schließlich beide Erlebniskreise zusammen und ineinander. Einer förderte den anderen, einer befruchtete den andern. Neben dem „Ewigen Antlitz", der „Alpennovelle", dem „Zaubermal", neben Altersiyrik, allerhand kleiner Prosa und dem Schauspiel „Der dritte Weg" entstanden seit 1945 allerhand Bruch- und Werkstücke zu zwei autobiographischen Romanen. Sie sollen meine Lebensarbeit abschließen, meinen Lebensabend mit dem Hell-Dunkel ihres Erinnerungslichtes überspielen.

Zweimal versuchte ich, Dolmetscher der schweren Schicksale zu sein, die dem deutschböhmischen Grenzland seit 1918 auferlegt waren. Die Arbeiten blieben ungedruckt. Vielleicht lassen sie sich, soweit sie noch Gültigkeit besitzen und von Interesse sind, dem Rahmen der lebensgeschichtlichen Dichtungen einfügen. Die Altheimat ging mir wie allen verloren, und die Familie meiner Schwester, letzter Hüterin des Vaterhauses in Mies, teilt das Schicksal der Vertriebenen in einer Gegend der östlichen Reichshälfte. Aber die Ereignisse, die zum Verlust der Heimat führten, und das furchtbare Ende selbst mitzuerleben, am eigenen Leibe selbst durchzukosten, war mir nicht zugedacht. Ergriffen und in scheuer Verehrung blicke ich darum zu allen jenen meiner landsmännischen Handwerksgenossen auf, die persönlich auf den Kreuzweg

geschickt wurden und denen es nun obliegt, sich innerhalb eines beängstigend übervölkerten Siedlungsraumes eine neue Existenz gründen zu müssen.
Über dem Vielerlei herkunftbedingter Heimat soll das Gebäude einer alles Einzelne zu einem Großen zusammenfassenden Großheimat errichtet werden. „Europa" soll erstehen, das vereinigte Abendland. Und wer, dem das Heil der eigenen Nation, des Kontinents, der Menschheit am Herzen liegt, wird dabei untätig zusehen wollen? Aber wird es jemandem erlaubt sein, welchem Volkstum, welchem Staatsgebilde immer er sich zuzählt, deswegen, weil über die Erde hin alle Oberfläche in Fluß geriet, alles Feststehende in Bewegung sich aufzulösen im Begriffe ist, die Verankerungen aufzugeben, die ihn an die tiefen Schichten seines Wachstums binden? Wird er ein vollwertiges Mitglied der größeren Gemeinschaft darstellen können, ohne durch die lebendigen Quellen von unten gespeist zu werden, ohne die Kraft, die Liebe, das Wissen, das Wollen aus den Wurzeln herauf?
Umfasset die Welt, bekennet das Abendland, aber hütet die Quellen!"

Elisabeth Lichtenecker

HERBST

Solche Tage sind ein Geschenk von Göttern.
Alle Früchte glühen wie Edelsteine,
und die Landschaft brennt im verborgnen Feuer
kräftiger Farben.

Bäume stehen kupfer- und goldgehämmert.
Blutrot glüht das Laubwerk der wilden Rebe,
und an weißen sonnenbestrahlten Mauern
hängen die Trauben.

Violette Astern in allen Gärten.
Neben vornehm-zierlichen Chrysanthemen
blühen in der milden Oktobersonne
samtene Rosen.

Einmal noch entfaltet sich kühn das Leben,
reicht uns lachend seinen bekränzten Becher,
schenkt uns Rosen, Goldlaub und bunte Früchte.
Dann erst erstarrt es.

EMIL LEHMANN
ZUM 80. GEBURTSTAG

Nach dem Ersten Weltkrieg fehlte den Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien nicht nur ein kultureller und verwaltungsmäßiger Mittelpunkt, wie es die Kaiserstadt Wien bisher für sie gewesen war, es mangelte auch das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit. *„Den Sudetendeutschen"* gab es noch nicht. Damals begann die volkspolitisch so bedeutsame Arbeit jenes Mannes, dem wir es zu verdanken haben, daß aus den verschiedenen Stammestrümmern, die dem neuen tschechischen Staat einverleibt worden waren, eine festgefügte deutsche Schicksalsgemeinschaft wurde. Dr. Emil Lehmann lehrte uns alle, die wir seine Schüler waren, daß zu den höchsten Gütern eines Menschen seine Heimat gehört, auf die er nach göttlichem Willen gestellt ist, und daß wirkliche Bildung nur auf dem Boden einer solchen Heimatlandschaft möglich ist. Sein Schülerkreis wuchs weit über die Wände des Schulzimmers hinaus, vor allem strömten ihm begeisterte Hörer aus den Kreisen der Grenzlandjugendbewegung und der deutschen Studentenschaft der Hochschulen zu, und auf den Böhmerlandwochen bemühten sie sich alle gemeinsam mit Dr. Lehmann um Aufgaben und Methoden einer sudetendeutschen Stammeserziehung.

In Turn in Böhmen ist Dr. Emil Lehmann am 18. November 1880 als Sohn eines Maurermeisters geboren. „Meine sämtlichen Vorfahren, der ich über 400 erheben konnte, lebten auf dem Gebiet zwischen Schreckenstein, Geltschberg und Bodenbach bis zur Landesgrenze herauf", schreibt er über sich selbst. Bei August Sauer und Adolf Hauffen studierte er Literatur und Volkskunde. Dann bekam er eine Lehrstelle am Gymnasium in Landskron im Schönhengstgau. In den ruhigeren Tagen vor dem Ersten Weltkrieg entstanden seine Schriften über Marie von Ebner-Eschenbach (Kreisphysikus) und über Hölderlins „Hymnen an die Ideale der Menschheit".

Schon bei Ausbruch des Krieges erkennt Lehmann, um welche Probleme es im mitteleuropäischen Raum geht. Mit politisch wachen Sinnen hat der Student auf dem heißen Prager Boden alles in sich aufgenommen, was einem deutschen Akademiker in unserem Lande zu wissen nötig war. Im letzten Kriegsjahr erscheint das schon in seinem Titel programmatische Büchlein „Deutsches Volkstum auf Vorposten", in dem er den Blick auf alle die deutschen Siedlungen lenkt, die weit im Ostland letzte Stützpfeiler einer Ordnung im abendländischen Geiste darstellten. Damit ist der Weg beschritten, der ihn zu seinem Hauptarbeitsgebiet hinführt, zur Volks- und Heimatkunde. Er erlöste diese beiden Disziplinen aus ihrer musealen Isolierung und machte ihre Forschungsergebnisse seinen weitschauenden Plänen zu einer Gesamterziehung unserer Volksgruppe nutzbar. Er hat damit die Grundlagen geschaffen, daß sich in den zwanzig Jahren unseres Zusammenlebens in der Tschechoslowakei der Typus des sudetendeutschen Menschen entwickelte, wie er heute vor uns steht und auch noch in der Vertreibung sein sicheres, unbeirrbares Kulturbewußtsein und die Eigenschaften des Grenzlanddeutschen zu bewahren versteht.

Vorbildlich für die anderen sudetendeutschen Heimatlandschaften wird die von ihm begründete Landskroner Heimatbuchreihe (im Volkshumor im Landskroner Gebiet), der bald eine ähnliche Sammlung von Schriften über den ganzen Schönhengstgau folgt. Lehmann ist die Seele der Schönhengster Volkshochschulbewegung, indem er ihr ebenfalls seine volkserzieherische Zielsetzung gibt, und es sind aus ihr viele prächtige Menschen hervorgegangen. Es folgen die Schriften „Heimatkundliche Volkserziehung", „Altvaterland" und schließlich 1924 die erste weitgespannte methodische Grundlegung seiner Erziehungsgedanken in „Heimat und Bildung". Zwei Jahre später erscheint die erste „Sudetendeutsche Volkskunde", die für uns alle nach einem verbindenden Rahmen Ausschau hält.

Lehmann begründet, getrieben von seinem nie ermüdenden Arbeitseifer, die Monatsschrift für das heimatliche Volksbildungswesen „Die Heimatbildung" (Reichenberg) und er ist über ein Jahrzehnt ihr Schriftleiter. Auf seine Initiative geht die Herausgabe der

42 Hefte Sudetendeutsche Heimatgaue zurück, die Kurzdarstellungen aller sudetendeutschen Städte und Landschaften enthalten.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die tschechischen Behörden sehr bald die Bedeutung der Lehmannschen Arbeit erkannten und sie zu unterbinden versuchten. Als man nach Versetzung und Entlassung dazu überging, ihn in politischen Prozessen zu zermürben und seine Tätigkeit unmöglich zu machen, folgte er einem Ruf an die Hochschule für Lehrerbildung in Dresden, wo er auch an der Technischen Hochschule das Fach Volkskunde vertrat, bis dieses 1945 abgesetzt wurde. In Dresden, wo Lehmann heute noch lebt, sieht er vom Balkon seines Hauses hinüber zum Ost-Erzgebirgskamm, von dem seine Eltern stammen.

Ein sehr wesentlicher Teil des Lehmannschen Gesamtwerks liegt auf dem Gebiet der Dichtung. Auch da sind Gott, Heimat, Volkstum die großen Themen seines Schaffens, für die er in knappen Versen und schlichten Bildern männlichen Ausdruck findet (A. Schmidt). Seinen eigenen Werdegang vor dem bewegten Hintergrund der deutsch-tschechischen Auseinandersetzung gibt er in den Versbänden „Hyperions Jugend", ein Knabenleben in Bildern (1930), „Der Schüler Emilius", der Bildkreis der Mittelschule (1932), „Welt hinterm goldenen Netz", Alt-Prager Hochschulbilder (1933), „Auf grüner Heide und im Schönhengstgau", Erstjahre in Amt und Stand (1934), „Der Lehensmann des Herrn" (1935) und „Auf heiliger Landesmark" (1941), die zusammen den Gesamttitel tragen: „Sudetendeutscher Gang zu Gott". Fünfhundert ernste und scherzhafte Sprüche für Haus und Volk enthält der Band „Die rechte Schmiede" (1935).

Vieles liegt noch ungedruckt in der Schublade seines Schreibtisches, denn unermüdlich ist Lehmann an der Abrundung seines Werks tätig. Da sind sieben Bände Märchen fertig, die den Titel „Märchen aus dem goldenen Hause" haben sollen, ferner eine Sammlung von 25 Bänden Sprüchen nach der Art der „Rechten Schmiede", dazu viele volkskundliche und andere Aufsätze.

Die anläßlich des 80. Geburtstags beschworene Erinnerung an Leben und Wirken dieses selbstlosen sudetendeutschen Gelehrten und Dichters sei der Anlaß, wenigstens unseren schlichten Dank zum Ausdruck zu bringen.

Dr. Richard Zimprich

ERNST FRANK vollendete am 22. August 1960 sein 60. Lebensjahr. Er kommt aus einem altösterreichschen Schulmeisterhaus, hat seine Jugend in dem weltoffenen Karlsbad verlebt, und dort auch den Weg in die Welt des Schrifttums auf praktische Art über Presse und Verlagsarbeit gefunden. Es ist eine weite Wanderstraße, die von der ersten liebenden Einfühlung in die Heimatlandschaft mit der Bildermappe „Elbogen im Egerland" (1926) über das gerade wegen seiner versöhnlichvermittelnden Zielschau seinerzeit umstrittene „Kameraden wir marschieren" (1935) zu der erlebnisstarken Rückschau in Romanform „Heimat ohne Vaterland" (1958), manchmal sehr leidvoll, doch im Herzen getröstet, des Bleibenden führt. Dazwischen liegt viel treue und schöne Arbeit, wie etwa die gehaltvolle Sammlung liebvoller Betrachtungen „Goethes böhmische Wanderungen" (1956) oder das blutlebendige „Leidenschaftliches Egerland", eine 1933 herausgekommene, 1954 wieder aufgelegte Novellensammlung.

Nach einem schweren Kriegs- und Nachkriegserleben ist Ernst Frank seit Jahren wieder hauptberuflich im Zeitungs- und Verlagsfach tätig. Daneben leitet er den von ihm gegründeten Heimreiter-Verlag und gibt u. a. den von ihm geführten „Sudetendeutschen Turnerbrief" heraus. Für einen Sechziger ein gerüttelt Maß von Pflicht, das aber nicht der Ehrgeiz, sondern allein die nie versagende, nie versiegende Liebe zur derzeit verlorenen Heimat und zum unverlierbaren Volk auf sich genommen hat.

Der gute Frieden eines glücklichen Familienlebens macht vieles leichter, was sonst schwer zu tragen wäre. So wünschen wir dem, der in sich hat, was des Menschlichen schöner Sinn ist, fürs siebte Jahrzehnt das, was das Schicksal dazu heilvoll geben möge: Gesundheit und die Freiheit des Schaffens in einem einigen, freien Volk!

H. Berner

DAS COLLEGIUM CAROLINUM

Forschungsstelle für die böhmischen Länder in München

Schon im Jahre 1949 ist es im Rahmen des Adalbert Stifter Vereines zu einem losen Zusammenschluß der an Fragen des böhmisch-mährischen Raumes interessierten Wissenschaftler gekommen. Diese Arbeitsgemeinschaft hat sich dann in der Historischen Kommission der Sudetenländer einen festen Rahmen gegeben. Zur Intensivierung und Erweiterung der wissenschaftlichen Arbeit wurde ein wissenschaftliches Sekretariat als Forschungsstelle für die böhmischen Länder eingerichtet, dessen Leitung ein Gremium von Wissenschaftlern übernahm, die sich schon früher mit Forschungen über die böhmischen Länder befaßt hatten und sich auch weiterhin dieser wissenschaftlichen Arbeit widmen wollten. Dieses Gremium hat sich dann im Jahre 1956 als Collegium Carolinum e. V. konstituiert.

Das Collegium Carolinum sieht seine Aufgabe darin, sich auf wissenschaftlicher Grundlage mit den böhmischen Ländern in ihrer Gesamtproblematik zu befassen, eine Analyse und Erfassung dieses Raumes und seiner Völker, seiner historischen, politischen, soziologischen, rechtlichen und wirtschaftlichen Gegebenheiten vorzunehmen. Dabei soll auch die gegenwartskundliche Beobachtung der Vorgänge im böhmisch-mährischen Raum selbst und der im Exil lebenden Volksteile dieses Raumes betrieben werden, den geschickten, tendenziösen Bestrebungen der tschechischen Publizistik der Landesforschung sollen die Ergebnisse unbefangener, zuverlässiger Forschung entgegengesetzt werden.

Durch Übernahme dieser Aufgabe setzt das Collegium Carolinum die Bestrebungen sudetendeutscher wissenschaftlicher Einrichtungen, wie der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste, der späteren Akademie der Wissenschaften, der Sudetendeutschen Anstalt für Landes- und Volksforschung, der Bücherei der Deutschen in Reichenberg, sowie der großen Geschichtsvereine in Prag und Brünn fort und hat „die Tradition der altehrwürdigen Prager Deutschen Karls-Universität zu übernehmen, zu pflegen und fortzuführen", wie der Vorsitzende Prof. Dr. Dr. h. c. Theodor Mayer in seiner Ansprache anläßlich der Eröffnungssitzung des Collegium Carolinum ausgeführt hat.

Es setzt sich zusammen aus Professoren und Dozenten der früheren sudetenländischen Hochschulen und aus anderen Personen, die auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Forschung für die böhmischen Länder tätig sind oder Interesse an wissenschaftlichen Fragen der böhmischen Länder gezeigt und bewiesen haben.

Ein von diesen gewählter Vorstand, dessen Vorsitzender derzeit Prof. Dr. Dr. h. c. Theodor Mayer (Konstanz) ist, leitet und koordiniert die ganze Arbeit des Collegium Carolinum, die in mehreren Arbeitskreisen geleistet wird. Derzeit bestehen an solchen Arbeitskreisen:

ein religions-geschichtlicher unter Leitung von Prof. Dr. Msgr. Kindermann, Königstein/Ts.

ein rechts- und staatswissenschaftlicher unter Leitung von Prof. Dr. Dr. Raschhofer, Würzburg

ein historischer unter Leitung von Prof. Dr. Bosl, München-Würzburg

ein philologischer (germanistisch-slawistischer) unter Leitung von Prof. Dr. Schwarz, Erlangen

Eine Arbeitstagung 1956 in Cham, die sich mit dem Verhältnis Böhmens zu Bayern befaßte, brachte eine erste Fühlungnahme der an der Arbeit des Collegium Carolinum Interessierten. Eine Fachtagung zur Frage der völkerrechtlichen Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und der Tschechoslowakei folgte 1957 und im Juni 1959 eine Tagung zum Thema „Die Sudetenfrage in europäischer Sicht". Im Herbst 1959 wurden wieder die Beziehungen Bayerns zu Böhmen in einem größeren Mitarbeiter- und Interessentenkreis in Straubing erörtert.

Durch Erteilung von Forschungsaufträgen über Themen aus dem böhmisch-mährischen Raum konnte eine Reihe — insbesondere junger — Wissenschaftler gefördert und mit den Problemen des Raumes vertraut gemacht werden. Als Ergebnisse dieser Forschungs-

aufträge sind schon eine Reihe von Veröffentlichungen erschienen, weitere sind in Vorbereitung. In Fortsetzung der vom ehemaligen Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen herausgegebenen Jahrbücher werden in zwangloser Reihenfolge Jahrbücher des Collegium Carolinum erscheinen, deren erstes bereits im Druck ist. Sie werden auch eine Bibliographie von Dissertationen und wissenschaftlichen Neuerscheinungen über Fragen des böhmisch-mährischen Raumes enthalten, um die Mitarbeiter über den neuesten Stand der Forschungen laufend zu unterrichten.

Vorgesehen ist auch eine Fortsetzung der von der seinerzeitigen deutschen Prager Akademie der Wissenschaften und der Sudetendeutschen Anstalt für Landes- und Volksforschung in Reichenberg herausgegebenen Veröffentlichungen.

Die im Rahmen des Collegium Carolinum unter Leitung von Prof. Dr. H. Schwarz unter Mitarbeit von Doz. Dr. Beranek arbeitende Wörterbuchkommission hat sich die Wiederherstellung des sudetendeutschen Mundartwörterbuches, das bereits weit vorgeschritten war und 1945 verloren ging, zum Ziele gesetzt.

Ebenfalls unter Leitung von Prof. Dr. Schwarz ist die Flurnamensammlung unter Mitarbeit von OSTR Dr. Peschel in Angriff genommen worden.

Die von Prof. Dr. Dr. Raschhofer in München durchgeführten Seminare sollen vor allem wissenschaftlich interessierten Juristen und Staatsrechtlern die Fragen des böhmischen Verfassungsrechtes und die mit der Sudetenfrage zusammenhängenden völkerrechtlichen Probleme näherbringen. Auch Seminare über historische, soziologische und wirtschaftliche Probleme des böhmisch-mährischen Raumes sind in Aussicht genommen.

Gemeinsam mit der Historischen Kommission der Sudetenländer und dem Sudetendeutschen Archiv wird planmäßig eine Fachbibliothek geschaffen, die alle wichtigen Quellenwerke und wissenschaftlichen Abhandlungen über den böhmisch-mährischen Raum umfassen oder wenigstens nachweisen und vermitteln soll, um den Stipendiaten und allen über diesen Raum wissenschaftlich Arbeitenden die notwendigen Hilfsmittel an die Hand geben zu können. Sie zählt heute schon 8000 Bände, die noch im Laufe dieses Jahres auf rund 15 000 Bände anwachsen wird.

An den Schluß des Berichtes mögen noch einige Worte gestellt sein, mit denen der Vorsitzende Prof. Dr. Dr. Mayer bei der Eröffnungssitzung des Collegium Carolinum den Zweck der Arbeit dieser Körperschaft charakterisierte:

„Ein Gedankenaustausch soll herbeigeführt werden, wie er sich überall dort, wo zwei Völker sich begegneten, als höchst fruchtbar erwiesen hat. Das pulsierende Leben echter Verständigung soll geweckt werden. Im politischen Leben sind derzeit noch tiefe Gräben vorhanden, die nicht ohne weiteres überwunden werden können. Es ist nicht unsere Aufgabe, Politik zu treiben, wohl aber meinen wir, daß mit den Tschechen wieder einmal eine friedliche Aussprache möglich sein wird; sie vorzubereiten, ist eine Aufgabe der Wissenschaft. Das erste Erfordernis ist, daß man sich gegenseitig in der jedem zukommenden Eigenheit kennen und verstehen lernt. Wir haben alle aus der Geschichte einiges gelernt und wissen, daß eine volle Rückkehr zur Vergangenheit nicht möglich ist, daß einmal verschüttete Wege und zerstörte Brücken nicht ohne weiteres wieder begangen, daß Tatsachen nicht nachträglich aus der Geschichte gestrichen werden können. Die große Aufgabe wird es sein, neue Wege zu suchen, neue Möglichkeiten zu finden, um eine neue Welt zu begründen, die wieder für alle Platz hat, in der die Völker wieder in Verbindung stehen dürfen und wollen und nicht durch eifersüchtig ängstliche Diktatoren vom geistigen Leben des Nachbarn ferngehalten werden, wo jeder einzelne Mensch dem anderen Menschen, jedes Volk dem anderen Volke Achtung und Verständnis entgegenbringt, jeder die Würde des anderen achtet. Im Zeitalter der Atombombe ist ein Krieg mit den letzten Waffen undenkbar, weil er die Vernichtung allen physischen Lebens herbeiführen würde. Die Auseinandersetzungen zwischen den Völkern werden auf dem geistigen Felde erfolgen, dort werden die Entscheidungen fallen. Dort wird sich auch zeigen müssen, ob

die böhmischen Länder ihrer alten Tradition treu bleiben werden und können. Durch ihre geographische Lage sind sie bestimmt, eine europäische Funktion zu erfüllen, zwischen Ost und West Brücken zu schlagen, dort die neuen zündenden Gedanken lebendig zu machen. Völker, die ihrer eigenen Würde sich bewußt sind, werden sie zu wahren verstehen, ohne den Nachbarn zu verletzen, indem sie ihm alles zubilligen, was sie selbst für sich beanspruchen. In dieser geistigen Begegnung soll der Gedanke der Karls-Universität wieder ein Brennpunkt werden." C. C.

VERÖFFENTLICHUNGEN DES
COLLEGIUM CAROLINUM e. V.

Verlag Robert Lerche München (vorm. J. G. Calve, Prag)

Band 1: Böhmen und Bayern. Vorträge der Arbeitstagung des Collegium Carolinum in Cham; mit Beiträgen von E. Schwarz, E. Klebel, K. Bosl, W. Weizsäcker, E. Bachmann, H. Sturm
1958 - 127 Seiten - kart. DM 8.50, Lein. DM 12.—

Band 2: Franz Streinz, Die Singschule in Iglau und ihre Beziehungen zum allgemeinen Deutschen Meistergesang. Mit einem Beitrag von G. Becking, Musikkritische Bewertung eines Iglauer Meisterliedes
1958 - 296 Seiten - kart. DM 13.50, Ln. DM 17.—

Band 3: Kurt Rabl, Das Ringen um das sudetendeutsche Selbstbestimmungsrecht 1918 / 19, Materialien und Dokumente
1958 - 245 Seiten - kart. DM 10.20, Ln. DM 12.80.

Band 4: Horst Preiß, Böhmen, wie es Johannes Butzbach von 1488 - 1494 erlebte
1958 - 119 Seiten - kart. DM 8.—, Ln. DM 10.50

Band 5: Gustav Korkisch, Die Trübauer Stadtlandschaft im Spiegel des ältesten Urbars von 1535 - 1548
1960 - 108 Seiten - kart. DM 9.—, Ln. DM 12.—

Band 6: Kurt Rabl, Staatsbürgerliche Loyalität im Nationalitätenstaat — dargestellt an den Verhältnissen in den Böhmischen Ländern zwischen 1914 und 1938
1959 - 150 Seiten - kart. DM 10.—, Ln. DM 13.—

Band 7: Wilhelm Weizsäcker, Quellenbuch zur Geschichte der Sudetenländer
1960 - 128 Seiten - kart. DM 11.50, Ln. DM 14.—

In Vorbereitung bzw. im Druck:

Georg Tilscher, Runarz — ein Dorfbild aus der Sprachinsel Deutsch Brodek-Wachtl in Mähren

Jahrbücher des Collegium Carolinum, Band I und II

Josef Kühnel, Thaddäus Haencke - ein deutsches Forscherschicksal

Walter Wannenmacher - Die Umstellung auf sozialistische Ernährungswirtschaft (untersucht an dem Beispiel der Tschechoslowakei)

Ernst Schwarz, Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle (Neue umgearbeitete 2. Auflage)

Die Sudetenfrage in europäischer Sicht. Vorträge und Aussprachen der Arbeitstagung in Grünwald bei München, 1959

WISSENSCHAFTLICHE MATERIALIEN ZUR
LANDESKUNDE DER BÖHMISCHEN LÄNDER

herausgegeben vom Collegium Carolinum und der Historischen Kommission der Sudetenländer

Band 1: Klaus Schreitter von Schwarzenfeld, Das deutsche und tschechische Turn- und Sportwesen in der Tschechoslowakischen Republik von seinen Anfängen bis zum Jahre 1938
1956 - 102 Seiten - DM 4.50

Band 2: Franz J. Wünsch, Deutsche Archive und deutsche Archivpflege in den Sudetenländern
1958 - 307 Seiten - DM 9.50

Band 3: Alfred Bohmann, Bevölkerungsbewegungen 1847 - 1947 unter besonderer Berücksichtigung der Entwicklung der nationalen Verhältnisse
1958 - 310 Seiten - DM 12.—

In Vorbereitung:

Band 4: Richard Weishar, Nationalitätenstaat und Nationalstaat im böhmisch-mährisch-schlesischen Raum. Ein staatsrechtlich-rechtshistorischer Überblick über den nationalen Kampf zwischen Deutschen und Tschechen

WIE STEHT ES UM DIE EINIGUNG EUROPAS?

Die politische Einigung Europas auf föderativer Grundlage ist zur Herzenssache der deutschen Ostvertriebenen, aber auch all der vielen anderen geworden, die im Zuge der Bolschewisierung unseres Kontinents bis in sein Kernland Böhmen hinein ihre angestammte Heimat verlassen mußten. Sie alle sehen in einer europäischen Neuordnung allein die Erfüllung ihrer Wünsche nach Wiedergutmachung geschehenen Unrechts. Es war darum nur zu verständlich, daß sich die Ackermann-Gemeinde zu einer Studientagung mit einer die gleichen Ziele verfolgenden Organisation aus dem europäischen Westen, dem Centre International de Formation Européenne (C.I.F.E.), Paris, zusammentat, um einen Schritt weiter vorwärtszukommen.

In München-Grünwald trafen im April d. J. rund 90 meist junge Menschen ein, die gute Hälfte Ausländer, von den Niederlanden über Belgien, Luxemburg, Frankreich, die Schweiz, Österreich, Italien bis zur Türkei. Aus der Emigration war auch Ungarn vertreten. Man wuchs rasch zu einer aufnahme- und aktionsbereiten Gemeinschaft zusammen. Bei dem, was geboten wurde, war solches nicht allzu schwer. Ein aufgeschlossener Geist für die wahre Not unserer Zeit und der Wille, aber auch der Elan, das Steuer umzuwerfen, begegnete den Teilnehmern in allen, die zu ihnen sprachen. Sei es Oberstudienrat Dr. Hans *Schmid-Egger* (Müllheim/Baden), der Tagungsleiter, oder der Bundesvorsitzende der Ackermann-Gemeinde, Hans *Schütz* M. d. B., seien es der Generaldirektor vom C.I.F.E., Alexandre *Marc*, oder die Straßburger Universitätsprofessoren Michel *Mouskhély* und Guy *Héraud*, bzw. H. von *Lojewski* (Hohe Behörde in Luxemburg). Guy Héraud ließ uns durch seine profunde Sachkenntnis auch der mitteleuropäischen Volksgruppenprobleme bereits am vorjährigen Innsbrucker Kongreß „Freiheit in der Gemeinschaft" aufhorchen.

Die behandelten Themen ermöglichten zunächst eine Analyse der gegenwärtigen Lage in der europäischen Einigung. Sie zeigten ferner auf, wie der weitere Weg theoretisch und praktisch zu verfolgen wäre. Besonders instruktiv waren die gut ausgearbeiteten Vorschläge zur Wahl einer verfassunggebenden europäischen Bundesversammlung von Prof. Guy Héraud sowie die auf Seite des C.I.F.E. mit vollstem Einverständnis aufgenommenen, von Hans Schütz vorgetragenen Forderungen der Ostvertriebenen im Zuge der gesamteuropäischen Bestrebungen: Föderalismus, Demokratie, Recht auf die Heimat und Selbstbestimmungsrecht. Die Studientagung klang in eine eindringliche Mahnung Alexandre Marc's aus, für Europa wirklich etwas zu tun, für unser Ideal zu kämpfen, gegebenenfalls zum Märtyrer zu werden. C.I.F.E. selbst ist darum bemüht — und das war auch Sinn der Grünwalder Tagung — eine europäische Volksbewegung ins Leben zu rufen, die frischen Wind in die Segel der etwas müde gewordenen diversen europäischen Regierungsschiffe bläst. Wie solches in concreto durch Aktionsgruppen ins Werk zu setzen ist, darüber beriet eine eigene Arbeitsgemeinschaft.

Die Bedeutung des Grünwalder Treffens wurde durch den Besuch von Vertretern offizieller Stellen des Bundes, Bayerns und nicht zuletzt des Kulturattachés der Bonner französischen Botschaft, M. Heibel, unterstrichen.

Dr. D.

SUDETENDEUTSCHE BUCH-AUSSTELLUNG

Zum ersten Mal unterahm es eine Arbeitsgemeinschaft sudetendeutscher Verleger und Buchhändler, den Besuchern des Sudetendeutschen Tages eine Bücherschau unter dem Motto „Sudetendeutsches Schrifttum der Gegenwart" in würdigem Rahmen zu zeigen. Mehr als sechshundert Bände wurden in der Kleinen Kongreßhalle ausgestellt. Übersichtlich geordnet, sah man neben einer reichhaltigen Vielfalt schöngeistiger Bücher ausgezeichnete Werke geschichtlichen und politischen Inhalts. Auch das Jugendschrifttum war vertreten. Repräsentative Bildbände veranschaulichten die reizvolle Optik der sudetendeutschen Heimat. Auf einem eigens dafür bestimmten Tisch wurden die Werke der Kulturpreisträger der Sudetendeutschen Landsmannschaft ausgestellt.

Den Ausstellern kam es darauf an, alle jene Bücher zu erfassen, die von sudetendeutschen Autoren geschrieben wurden oder sich in ihrer Thematik mit dem Sudetenland und seinen Menschen befassen. Sie sollten darüber hinaus auch jetzt noch lieferbar sein. Aus technischen Gründen hat man bewußt eine Fülle der Fachliteratur aus verschiedenen Wissenschaftszweigen weglassen müssen, die von sudetendeutschen Autoren stammt. Es wurde auch auf die Ausstellung antiquarischer, vergriffener Werke verzichtet. Dadurch wurde der Rahmen der Ausstellung mit Recht umgrenzt.

Es gehört zum besonderen Verdienst dieser Veranstaltung, daß vor allem die Begegnung

der zahlreich anwesenden sudetendeutschen Autoren untereinander und mit dem Publikum bewußt gefördert wurde.

Es wäre ein glücklicher Gedanke, diese Ausstellung zu einem Grundstock einer Sudetendeutschen Bücherei zu machen, die in dem geplanten Sudetendeutschen Haus in München als Präsenzbibliothek Aufstellung finden sollte. Diese Anregung gab Dr. Fleißner für die Arbeitsgemeinschaft sudetendeutscher Buchhändler Münchens (Aufstieg Verlag, Bogen Verlag, Buchhandlung und Verlag Robert Lerche — vorm. J. G. Calve'sche Universitätsbuchhandlung in Prag) bei seiner Begrüßung der Gäste anläßlich der Eröffnung der Ausstellung. Sie fand die besondere Zustimmung des Sprechers Dr. Hans Christoph Seebohm und man darf hoffen, daß sie in Kürze auch wirklich in die Tat umgesetzt wird.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß die kommenden Sudetendeutschen Tage diesen literarischen und kulturellen Treffpunkt, zu dem sich die Ausstellung nach drei Tagen entwickelt hatte, nicht mehr missen sollten.

Dr. W. Ballon

PLASTIK IN PORZELLAN UND KERAMIK

Eine Neuerscheinung

Im Oktober d. J. erscheint im Bogen Verlag, München eine Bildmonographie *„Waldemar Fritsch - Plastik in Porzellan und Keramik"*, auf die schon heute hingewiesen werden soll. Die Monographie wird auf bestem Glanzpapier gedruckt und etwa fünfzig ganzseitige Reproduktionen aus dem Werke des Künstlers enthalten.

Die Einführung schrieb Xaver Schaffer, dessen erfolgreiches Buch *„Leidenschaftliches Rokoko" — Die Plastik des Ferdinand Tietz in berühmten Gärten und Residenzen"* (Adam Kraft Verlag, Augsburg 1958) in der Tagespresse und den führenden Kunstzeitschriften positiv besprochen wurde, ebenso wie seine Monographien über die Maler Heribert *Losert* und Oskar *Kreibich*. (Aus der Reihe „Unsere Künstler" Adalbert Stifter Verein, München 1959).

Das neue Buch über einen zeitgenössischen sudetendeutschen Porzellanplastiker, der in den bekannten keramischen Fachschulen Westböhmens und Prags geschult und schon 1931 mit einem Stipendium der Deutschen Gesellschaft für Wissenschaft und Künste in Prag gefördert worden war — seine Modelle gelangten schon damals über Prager Ministerien in das Musée ceramik Sèvres in Paris —, ist ein Beitrag nicht nur zur Porzellanplastik in Deutschland, sondern verweist auch nachdrücklich auf die Bedeutung der sudetendeutschen Porzellanorte, besonders Karlsbads.

Noch in die Zeit der Donaumonarchie mit dem alten ehrwürdigen Kaiser Franz Joseph I. hineingeboren, atmete der Künstler im ersten Jahrzehnt seiner Jugend österreichischen Charme. Zudem stand seine Wiege im Egerland, am Fuße des Erzgebirges, das seit jeher als die musik- und sangesfreudigste Landschaft Böhmens bekannt ist, auf einem Boden, der in seltener Reinheit und Fülle Kaolinerde enthält und gleichzeitig auch eine Braunkohle, die einen gelungenen Schmelzprozeß gewährleistet, da sie eine stets gleichmäßige und milde Flamme erzeugt.

Von allem Anfang an verband Waldemar Fritsch sein künstlerisches Wollen dem Porzellan und gewann aus leidenschaftlicher Hingabe handwerkliche Meisterschaft. Sein Grunderlebnis wurde ihm neben Paul Scheurichs Werk, ein Meister des Münchner Rokoko, Bustelli.

Sch.

Gedenktafel für ANDREAS HARTAUER.

Die österreichische Landsmannschaft der Böhmerwäldler hat beschlossen, am Wohnhaus des Dichters des Böhmerwaldliedes „Tief drin im Böhmerwald" in St. Pölten eine Gedenktafel anzubringen.

Diese Tafel kann als ein kleiner Ersatz für das verlorengegangene Böhmerwaldlieddenkmal in Eleonorenheim angesehen werden.

Spenden können auf das Postkparkassenkonto W i e n 5 5 1 4 8 zur Einzahlung gelangen.

BESPRECHUNGEN

DER KRANICH

Ein Jahrbuch für die Dramatische, Lyrische und Epische Kunst. Herausgegeben von Bernt v. Heiseler und Hans Fromm (Erstes Jahr 1959. Verlag J. F. Steinkopf, Stuttgart. Kartoniert, 160 Seiten, DM 4.80.)

Bernt v. Heiseler, seit Jahren durch eigene literarische Werke, darüber hinaus als Förderer und Anreger zahlreicher jüngerer Begabungen bekannt, hat hier wiederum etwas ins Leben gerufen, das allgemeiner Zustimmung gewärtig sein darf: „Der Kranich" soll, ähnlich der bis 1943 erschienenen „Corona", ein Forum werden, das Schöpfungen des dichterischen Bereichs den Weg ebnen möchte.

„Wenn der Mensch seine Hoffnung und Not nicht nur beredet, sondern im Wort zur Gestalt ausbildet, entsteht das dichterische Werk. Ist es da, so wird es über den Zustand des Einzelnen hinaus den des Volksganzen spiegeln; was an die Nachkommen vererbt werden soll, muß sich in dieser Gemeingültigkeit darstellen, oder es muß erlöschen . . ."

Mit diesen Worten beginnt Heiseler seine Einleitung. Es kann uns mit Freude erfüllen, daß unter den im 1. Jahrgang ausgewählten Autoren — neben Gedichten von Georg Britting, Werner Zemp, Elisabeth Effenberger und einem dramatischen Versuch Walter S. Landors — auch drei sudetendeutsche Autoren zu Wort gekommen sind. Mit einem vortrefflichen Nachwort von Dr. Reinhold Netolitzky ist hier „Das Oberuferer Paradeisspiel" in der Textfassung des 16. Jh. abgedruckt. (vgl.: Sudetenland, I. Heft 4, S. 303, Das Oberuferer Paradeisspiel von Hans Klein).

Wir finden weiters eine längere Erzählung von Gertrud *Fussenegger*, „Nur ein Regenbogen". Sie rührt an ein tief weibliches Problem, das Schicksal einer Frau, die durch eine verspätete, alles frühere auslöschende Liebe völlig aus ihrem Alltagsleben gerissen wird. Bemüht, das Thema nicht zu romantisieren, hat die Autorin auch die Kehrseite dieses Schicksals im Leben der übrigen Menschen mit sicheren Strichen hingestellt. Schließlich ist hier eine Probe aus einer neuen Erzählung von Herbert *Schmidt-Kaspar* unter dem Titel „Die Badeanstalt" veröffentlicht. Die ungemein präzise Charakterisierung der handelnden Personen, die schon das Kennzeichen von Schmidt-Kaspars erstem Roman gewesen ist, findet sich auch hier; die wenigen Seiten sind wirklich „erzählt" und man behält jede Gestalt im Gedächtnis.

Den Abschluß des Bandes machen Buchbesprechungen. (Ernst Jünger „Jahre der Okkupation", Gerd Gaiser „Schlußball", Heimito v. Doderer „Die Strudlhofstiege", T. E. Lawrence „Die sieben Säulen der Weisheit", Walter Muschg „Die Zerstörung der deutschen Literatur", Karl Kraus „Auswahl aus dem Werk" u. v. a. m.) Daß in dieser sehr gesiebten Reihe sich auch eine eingehende Besprechung des ersten Romans von Herbert Schmidt-Kaspar „Wie Rauch vor starken Winden" findet, darf als eine wertvolle Anerkennung dieses indessen auch durch zwei Literaturpreise ausgezeichneten Werkes gelten.

„Der Kranich" hat seinen Titel symbolisch erhalten: dieser frühlingskündende Vogel, den Schiller in einem seiner berühmtesten Gedichte auch zum Mahner an die Gewissen gemacht hat, soll sich über den „Zeitgrund" erheben, damit dieser überblickt werden kann. Und wenn die vorliegende Zeitschrift als Jahrbuch herauskommt, so deshalb, um in zuverlässiger Regelmäßigkeit Proben aus allen Landschaften deutschen Lebens und zeitnahen Schaffens beim Publikum zur Debatte zu stellen. Im Gesamt ein Unternehmen, dem man nur herzlich Erfolg wünschen kan.

Dr. August Lassmann

Heinz Biehn und
Johanna Baronin Herzogenberg

GROSSE WELT REIST INS BAD

Nach Briefen, Erinnerungen und anderen Quellen zur Darstellung gebracht. (Prestel-Verlag München, DM 14.50.)

Das Buch fügt sich den bekannten Landschaftsbüchern des Verlages trefflich an. Handlich, apart ausgestattet und mit Vignetten, alten Stichen und Holzschnitten illustriert, erzählt es von den Badereisen und den Badeorten im deutschen Sprachraum, deren Ortsgeschichte nicht selten wie ein Roman anmutet. Diese „Große Welt in den Weltbädern" schuf im Bäderdreieck Böhmens, in Wildbad, Pyrmont, Kissingen, Ems, Gastein u. a. eine Atmosphäre, die perlend überall spürbar, erfüllt war von Esprit und Laune, von Farbe, Musik und jenem Unfaßbaren, das überall dort ist, wo sich schöne Frauen bewegen.

Gewollte, zufällige, flüchtige und dauernde, private und offizielle Begegnungen weben an einem Stückchen Welt- und Geistesgeschichte. Wie kleine Sterne leuchten Anekdoten auf, spielen Amouren und Affären auf einer Bühne, die sich die Akteure selbst erbauten. Die Akteure sind nicht Schauspieler, sondern wirkliche Kaiser und Könige, Minister und Generäle, Adelige und Geldleute, Künstler und Gelehrte, Hochstapler und Kurtisanen, kurz, die große Welt.

Von der Laune dieser vermögenden Akteure hing es ab, ob ein solches Bad „in Flor" kam, denn die Badefahrten waren eine große Aktion. Finanziell und auch sonst.

Mit Sack und Pack, mit Kind und Kegel, mit Dienerschaft, Mobiliar und Proviant, mit Wagen, Pferden und Hunden, zog man in die Bäder des alten Reichsgebietes vom Rhein bis Böhmen und zu den Alpen.

Man machte Geschichte in den Bädern, machte in Aachen einen Frieden, in Karlsbad einen Kongreß, in Gastein eine Convention und versandte aus Ems eine Depesche, die in der Folge ein Kaiserreich stürzen und ein neues errichten sollte — und manchmal gab es auch einen Anschlag auf Leib und Leben.

All das wird reizvoll lebendig, blättert man in diesem Buch. Aus einem bunten Mosaik ersteht ein farbiges Bild europäischer Kulturgeschichte und europäischer Landschaften, in denen sich auch gern die Großen aus der Welt der Künste bewegten. Freunde der deutschen Romantik werden es bedauern, daß die Maler Caspar David Friedrich und Adrian Ludwig Richter bei Teplitz nicht einmal erwähnt werden — als Repräsentanten jenes Europa, das Geist ist und Schönheit.

XAVER SCHAFFER

MATTHÄUS MERIAN TOPOGRAPHIA GERMANIAE 2
BÖHMEN, MÄHREN, SCHLESIEN

Originalgetreuer Faksimiledruck
(Kassel, Bärenreiter V., 1960, über 200 S, 41 Karten und Pläne, gbd., 37.— DM.)

An die Spitze einer Besprechung dieses Buches gehört Dank an den Verlag, daß dieser Band 2 der neuen Merian-Ausgabe in der Reihenfolge erschienen ist, obwohl er deutsche Vertreibungsgebiete behandelt, deren geschichtlicher Zusammenhang wie Reichszugehörigkeit nicht zu den allgemein bekannten Daten gehören. Aufschlußreich ist wohl heute die damalige Beschreibung Böhmens aus dem Jahre 1650 zu lesen: „wie dann auch Melchior Goldast ... beweiset (Frankfurt 1627) / daß Böheim vor Alters / zu Teutschland gehört habe / und noch jetzt darzu gehöre." Und es ist sicherlich interessant, daß bereits damals die nationalen Verhältnisse in Mähren als gemäßigter erkannt wurden als in Böhmen: „Die Spraach ist gemischt / doch mehr Teutsch / als Slowakisch / oder Wendisch. Die Slavonische Inwohner komen in jrer Spraach / wie auch in Sitten / unnd Gebräuchen / mit den Böhmen fast uberein; seyn gleichwol etwas freundlicher / unnd gegen die Teutschen barmhertziger / als die Böhmen. —

Papier und Druck befriedigen durchaus und es ist sicherlich zu begrüßen, daß eine Reihe alter Stiche aus dem einst deutschen Bereich wenigstens als Faksimiledruck nun allgemein zugänglich ist, darunter die von Wenzel Hollar gestochene große Ansicht von Prag. Besonders schön die Ansichten von Komotau, Znaim, Teschen, Karlsbad und Pilsen. Daß

die Meriankarten von Böhmen, Mähren und Schlesien damit wieder einem breiten Publikum zugänglich gemacht sind, wird nicht nur den Fachhistoriker und Fachgeographen freuen. — Es ist zu hoffen, daß dieses hervorragende Dokument ostdeutscher Kulturleistung in die Büchereien aller höheren Schulen eingestellt wird und es kann nicht eindringlich genug darauf hingewiesen werden, daß dieser Band ein prächtiges Geschenk für alle jene ist, denen die deutsche Kultur mehr ist als ein Propagandamittel zur Unterstreichung gegenwartsnaher Forderungen.

DR. VIKTOR ASCHENBRENNER

Rudolf Ohlbaum

BUNTES GLAS
UND SCHWARZES GOLD

Ein Buch über das Sudetenland (Aufstieg Verlag, München, 1958. 240 S., ill., DM 12.80.)

Ein bemerkenswerter und interessanter Versuch, der Jugend, die das Sudetenland weder erlebte noch erleben kann, diese deutsche Landschaft nahe zu bringen. Daß bei der Vielfalt an Stämmen, kulturellen Lebensäußerungen, geschichtlichen, politischen und wirtschaftlichen Grundlagen keine erschöpfende Darstellung möglich ist, liegt in der Natur der Sache. Aber bei aller Beispielhaftigkeit der einzelnen Abhandlungen ergibt sich ein klares, übersichtliches Bild, bleibt die Gliederung in die natürlichen Landschaften deutlich hervorgehoben, werden die wesentlichen Momente aller Bereiche erfaßt. Unter den Autoren finden sich nahezu alle bekannten Namen: Adalbert Stifter, Robert Lindenbaum, Emil Merker, Wilhelm Pleyer, Otto Zerlik, Franz Höller, Josef Schneider, Robert Hohlbaum, Hans Watzlik, Rainer Maria Rilke, Gustav Leutelt, Josef Mühlberger, Hugo Scholtz, Karl Norbert Mrasek, Karl Hans Strobl u. a. Bildmaterial ergänzt die Wortbeiträge und veranschaulicht das Antlitz der Heimat. Ein Buch, das in allen Büchereien stehen sollte, die von Jugendlichen benützt werden, ein schönes Geschenk für die Jugend zum Abschluß der Schulzeit und in diesem Sinne ein Aufruf an die Eltern. H. A.

Aus Jeremias Gotthelf:

TROST- UND MERKBÜCHLEIN
FÜR ALLE TAGE DES JAHRES

(Herausgegeben von Franz Oswald, Weißenborn [Kreis Neu-Ulm], S. 142, DM 5,80.)

Wie einst von Comenius seiner Brüdergemeinde im Exil wird hier den Vertriebenen von dem sudetendeutschen Rechtsanwalt Oswald ein Trostbüchlein aus der Fülle der Weisheiten des schweizerischen Volkserziehers Jeremias Gotthelf auf den Weg gegeben. Zwei Beispiele: „Gott spannt auch die bösen Kräfte an seinen Pflug und pflügt damit sein Ackerfeld, daß es grüne und Frucht trage." — „Wenn alles einander hilft, so kann es nicht fehlen." – Das Büchlein ist nicht zuletzt ein Beitrag der Läuterung der Herzen aus der Not des Vertriebenenschicksals.

Josef Schneider

DU LEBST IN MIR

Gedichte (München, Aufstieg V., 1960, 80 S. Ppbd., DM 2.80.)

Die Freunde Schneiders werden es sehr begrüßen, daß seine Gedichte — eine kleine Lese aus mehr als einem Jahrzehnt — nun in einer handbereiten Sammlung zusammengefaßt erschienen sind. Wie der Titel andeutet, sind es heimatbezogene Gedichte, die sich dem sehr bekannt gewordenen „Aber das Herz hängt daran ..." an die Seite stellen. Die weiteren Abschnitte: Durch das Jahr — Begegnung — Wachsende Ringe — Hinter den Dingen —. Es gehört heute fast Mut dazu, Gedichte zu veröffentlichen, die von Gefühl getragen sind und den herkömmlichen Formen entsprechen. Schlichtheit, Aufrichtigkeit und Natürlichkeit zeichnen die liebenswerten Verse aus, die Zugang zu unseren Herzen finden und das Empfinden vieler Heimatfreunde ausdrücken. Der immer wieder in Frage gestellte Wert „Heimat" erfährt hier im Dichterischen Erhellung und Deutung. Dem Adalbert Stifter Verein gebührt Dank für die Förderung, die die Drucklegung ermöglichte. Dr. V. A.

Extracts from some Articles of the Present Issue

Bruno Brehm: CULTURAL AND INTELLECTUAL LIFE IN THE SUDETENLAND

Bohemia's history is the history of men persecuted for their faith, social class or language — "Bohemian history is the saddest in the world", Goethe says in a letter to his son in 1822. Here great art had the function of mitigating the struggles of denominations and nationalities: The statues of Gothic saints destroyed by the Hussites were replaced by those of the preachers of the Counter-Reformation, and the effigies of John of Nepomuk were meant by Charles VI to oust the memories of Hus in a hardly converted people. The baroque and southern architecture of the towns had a similar meaning. The aristocracy, being neither German nor Czech, but "Bohemian", also used the arts to integrate the dissolving elements. In the works of Berta von Suttner, Marie von Ebner-Eschenbach, and still of Rilke, Kafka and Musil, Bruno Brehm sees traces of this "Austrian" attitude, which also is charakteristic of many scholars and artists mentioned by the author. This atmosphere dissolved in 1918, but the Sudeten Germans are under the same historical commitment; they know that state and nation need not coincide, that there are larger units in which those enmities can be overcome. Here as their great historical task which they must not shun.

Bruno Schier: THE BOHEMIAN ISER MOUNTAINS, AND HOW THEY WERE OPENED UP

The author, professor of folklore in the University of Münster, impressibly describes this mountain range at the western end of the Riesengebirge with its bogs and endless woods. Emperor Rudolph II and Wallenstein showed interest in its precious stones and gold nuggets, but it was its immense timber reserves that drew the homesteaders deeper and deeper into those seemingly inaccessible areas. There are no fewer than 28 occupations mentioned in the 18th century all of which lived on the woods, but still in the nineties of that century the higher reaches are described as impassable. Industrialisation and the tourists of the growing towns make these mountains an area of chalets and recreation such as we used to know it.

Nikolaus von Preradovich: THE ECONOMY OF THE DANUBE EMPIRE AND THE SUDETEN GERMANS

The pioneers of industry in Austria were men from Western and North-Western Germany; Vorarlberg and the Sudetenland, however, were exceptions to this rule. Shortly before the First Great War there were 8918 factories with 1123226 workers in Bohemia, Moravia, and Silesia, and in all other parts of the Austrian half of the Empire there were 8116 factories with 1080573 workers. The Sudeten Germans undoubtedly were the most efficient and most successful group. The author follows up the history of several families of Sudeten German industrialists: the Schürers von Waldheim, the Schichts, the Drasches, the Liebigs, and the Meinls.

Sergej Machonin: STARS OVER BITTER LAND

These are a reporter's experiences in the once German districts of Western Bohemia. He visits Theussau, Bleistadt, Falkenau, and Graslitz. In the train he meets a sceptic who says: "Nobody can feel at home there . . ." A vividly described series of impressions, persons he meets, occurrences he is told, make an impressive picture of life in that borderland of Czechoslovakia. One of its industrial organisers is convinced that "something great is being done here", but for the same man the most painful problem is that the land has not yet become a home to all of its inhabitants.

Karl Kern: NATIONAL LOYALTY AND POLITICAL PHILOSOPHY

The Sudeten German Social Democrats in Scandinavia

The author, today chairman of the TG ("Treuegemeinschaft", i. e. the association of the Sudeten Germans in Sweden), tells of the genesis and today's organisation of the Sudeten German emigration to Scandinavian countries. He stresses that the Sudeten German Social Democrats have always been faithful to their nation, even when they preferred Czechoslovak democracy, deficient as it was, to Hitler's dictatorship. "Hitler — he means war", Wenzel Jaksch had cried at the last minute, and as compared to war, even Czechoslovak democracy with its terrible shortcomings was the smaller evil. Karl Kern describes how the emigrants tried to get a foothold in the Scandinavian countries, what difficulties they had to deal with, and how they at last found their centre in Sweden. In Norwey a cooperative society led by the painter Georg Trapp provided the means of subsistence till 1943; Trapp, having outlasted the concentration camps, was so disgusted by the conditions in his native Sudetenland after the war, that he went back to Sweden. In 1948 und 1949 an expedition of the Swedish Red Cross brought about 300 Sudeten Germans to Sweden, it was financed by collections among Sudeten Germans in Sweden and the USA. Later the Swedish Government, convinced of the immigrants' efficiency, took a lot of 2000 workers to Sweden and admitted 2300 single immigrants. The Swedish TG partook in the fight carried on by Wenzel Jaksch in London against the Czechoslovak exiled government then urging the expulsion. The Czechs were very interested in finding supporters for their plans among Sudeten German emigrants, but largely failed owing to Wenzel Jaksch and the TG. Karl Kern also reports the heroic undertaking of several members of the TG who in 1943 jumped from planes above Sudeten German territory and tried to incite a revolt against the dictatorship — only one of them managed to save himself.

COLLEGIUM CAROLINUM

This is a report on the aims and the organisation of a research centre which has made all the problems of the Bohemian Lands objects of its endeavours. Thus it is a direct continuation of the learned societies in the old Sudetenland. It consists of four workshop-groups: one dealing with history of religion, one with legal and political questions, one with historical and one with philological problems. There are yearbooks, seminars, working-sessions; a dialect dictionary and a collection of field names

and other publications are in the making; a specialist library contains 5000 volumes and will contain 15 000 by the end of this year. It is the institute's task to pave the way to a peaceful discussuion with the Czechs, said Prof. Dr. Dr. Mayer in his opening speech in 1956, and we are convinced that it will be possible one day.

WHAT ABOUT THE UNIFICATION OF EUROPE?

About 90 mostly young people, half of them foreigners, held a meeting at Munich-Grünwald, which was jointly organised by the Ackermann-Gemeinde and the Centre International de Formation Européenne. Hans Schütz, Member of the Federal Diet, voiced the refugees' claims: federalism, democracy, right of domicile, and selfdetermination. Professor Guy Héraud proclaimed carefully formulated proposals how to elect a European constituent assembly.

HINWEISE

Im Heft 2 des 2. Jahrgangs sind infolge eines technischen Versehens eine Reihe von Korrekturen nicht vorgenommen worden. Wir bitten unsere Leser um Verständnis und Entschuldigung. Wir berichtigen: S 136: Dr. Diemer (nicht Dr. Diener), S 137: Albsonate (nicht Alpsonate), S 137, Zeile 29: Naturalismus (nicht Nationalismus, S 138 Goethesche (nicht Goethische), S 138: Im Gedicht von E. G. Kolbenheyer, „Heimat", muß die zweite Zeile richtig „Untastbar, wie in weitem Blau" statt „Unantastbar, wie in weitem Blau" heißen.

In den Englischübertragungen sind folgende Errata zu berichtigen:

Gustav Mahler's Musical Homeland:

page 107, line 2: „.. Silesian influence, .." (not "influent"); page 107, line 28: .. "Meistersingers" .. (not "Meistersinger").

"The Bohemian Area from Celtic Times .. ":

page 117, line 31: .. "allots graves" .. (not "grave"); page 117, line 37: .. "in the meantime" .. (not "in the mean time").

The Moravian Settlement of 1905:

page 131, line 2: .. "of a dead system." (not "death system"); page 131, line 6: .. "fossil remainder" .. (not "remainer"); page 131, line 7: .. "inefficient era" .. (not "inefficiet"), page 131, line 8: "Externally viewed," .. (not "Eternally"); page 132, line 15: .. "Basic Law" .. (not "Basic Low"); page 133, line 43: .. "therefore had to put up" .. (not "hand"); page 134, line 17: .. "or even venal voters" .. ("venal" omitted); page 134, line 44: .. "here Roumanian, Ruthenian .. electoral bodies" .. (not "Roumanians"); page 135, line 14/15: .. "and the Turkish demand for Taksim" .. [strike out: "and the Turkish demand for Enosis (union with Greece)"].